

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Ausgewählte Werke

Goethe ; Teil 2

Möbius, Paul J.

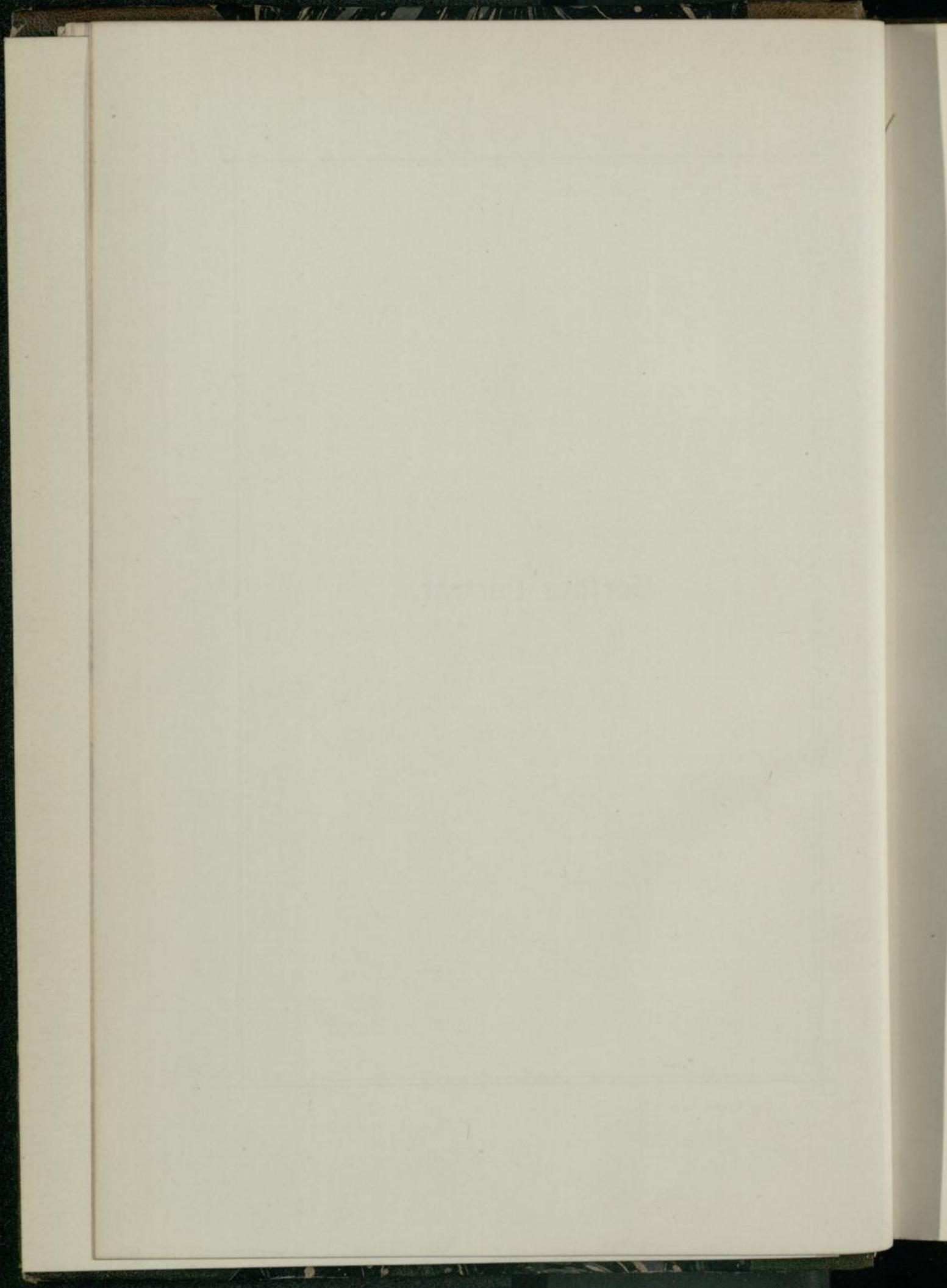
Leipzig, 1903

I. Goethes Porträt.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-8477

I.

Goethes Porträt.



Schlüsse auf das Innere aus Form und Bewegung.

Einleitung.

Wie lernt man das Innere eines Menschen kennen? Im Allgemeinen, durch Schlüsse aus seiner Form und aus seinen Bewegungen. Es handelt sich theils um Schlüsse, die ohne Nachdenken, oft geradezu instinctiv gezogen werden, theils um solche, die besondere Kenntnisse voraussetzen. Beide Arten haben ihre Vortheile und ihre Nachteile, denn jene Schlüsse werden oft voreilig sein, mögen oft auf Gewohnheiten oder Vorurtheilen beruhen, deren Berechtigung erst nachzuweisen ist, und doch haben sie das für sich, dass Alle zu ihnen aus einer gewissen Nöthigung und Uebereinstimmung kommen, während bei der anderen Art nicht nur die Beschränktheit der erfordernten Kenntnisse, sondern auch die beschränkte Anerkennung dieser hinderlich wird.

Die Formen des Menschen, die in Betracht kommen, sind die des Kopfes, des Gesichtes, der Hände und Füße und endlich der ganzen Gestalt.

Einleitung.

Zu den Bewegungen gehören Glieder- und Mienenspiel einerseits, sprachliche Aeusserungen und Handlungen andererseits.

Handelt es sich um einen Anwesenden, so ist nicht nur die directe Beobachtung möglich, sondern auch das Experiment.

Man kann das psychologische Experiment im Sinne der neueren Psychologie in Anwendung bringen, aber auch Fragen und Verleitung zu allerhand Handlungen sind ein Erproben.

Bei Abwesenden oder Todten sind natürlich viele Wege versperrt. Es bleiben die Beurtheilung von Bildern, Büsten, gelegentlich von directen Abformungen oder den Knochen selbst, die Betrachtung der Handschrift, schriftliche Aeusserungen des Untersuchten, Aeusserungen Anderer über ihn, die bald als Erzählung, bald als Urtheil auftreten.

Den vielen Nachtheilen, die der Tod bringt, steht als Vortheil gegenüber, dass ein abgeschlossenes Leben vorliegt, und dass mit der Zeit die Unbefangenheit einerseits, die Möglichkeit, wahrhaftig zu sein, ohne zu verletzen, andererseits wächst. Auch ist oft erst allmählich das vorhandene Material zusammen zu bringen.

Ueberblickt man die Todten, deren Persönlichkeit ernste Nachforschungen lohnt, so sieht man ohne Weiteres, dass die Fälle sehr verschieden sind, dass Menge und Art des Materials ausserordentlich schwanken. Bei Shakespeare haben wir ausser den Aufzeichnungen des Dichters fast nichts, bei Napoleon treten

Wir wissen über Goethe mehr als über Andere.

eigene Aufzeichnungen fast ganz zurück, aber es liegt eine unendliche Fülle von Berichten über ihn vor. Vielleicht giebt es keinen einzigen Menschen, bei dem das Material so reichhaltig wäre wie bei Goethe. Er selbst hat dazu mehr als alle anderen geliefert, und deshalb war es möglich, dass die ganz einzigartige biographische Goethe-Literatur entstand. Es kommt nicht nur darauf an, dass der Mensch überhaupt schreibt, sondern vielmehr darauf, dass er über sich schreibt, sei es direct, sei es so, dass sein Subject im Geschriebenen erkennbar ist. Nicht nur sind Goethes Dichtungen lauter Bekenntnisse, wir haben ja seine Selbstbiographie, seine Annalen und Tagebücher, seine vielen Briefe und die Menge glaubwürdig überlieferter Aeusserungen über die eigene Person.

Wir haben eine grosse Zahl von Bildern, zwei (?) Gesichtsmasken, den Abguss seiner Hand, Handschriften aus allen Lebensaltern. Zu diesen Zeugnissen erster Classe kommen die Aeusserungen der Anderen über Goethe. Das Ganze ist von den Gelehrten so durchgearbeitet worden, wie es in der menschlichen Geschichte wohl noch nie vorgekommen ist. Wo giebt es einen Menschen, über den wir so viel wüssten, wie über Goethe? Ein Leben lang und reich wie wenige, eine Berichterstattung wie nie zuvor. Wahrlich man sollte meinen, da müsste jede Neugier gesättigt werden. Und doch ist es nicht genug. Wie oft hat man über die Goethe-Forscher gespottet, die alle Zettelchen zusammentragen und über jeden Schafskopf, mit dem Goethe gesprochen hat, eine Biographie

Einleitung.

schreiben. Uns thun sie nicht zu viel. Mag hie und da etwas Ueberflüssiges mit unterlaufen, was schadet das? Der Versuch, ein grosses Menschenleben so genau zu durchforschen wie irgend möglich, ist an sich höchst lobenswerth, und er müsste Dem, der Individuenpsychologie treiben will, überaus willkommen sein, ganz abgesehen von der Neigung zu Goethes Person und von literarischen Interessen. Ach, wir wissen nicht zu viel von Goethe, sondern viel zu wenig. Gerade dieses merkwürdige Beispiel kann uns zeigen, wie schwer es ist, das Innere eines Menschen zu erkennen.

Goethes Leben wird durch die italienische Reise in zwei Hälften getheilt. Die erste ist weit wichtiger als die zweite, aber von der ersten wissen wir weit weniger als von der zweiten. Je älter Goethe wird, um so mehr wachsen die Nachrichten, aber das Umgekehrte brauchen wir. Ganz ungenügend sind die Mittheilungen über die Form, d. h. Beschreibungen und Bilder lassen uns im Stiche, worauf später zurückzukommen ist.

Aber auch über das Innere werden wir nicht so unterrichtet, wie wir möchten. Wir haben directe Angaben von Goethe über seine Person, indirecte, d. h. aus seinen Werken erschlossene, und Erzählungen anderer Personen. Die Täuschung kann absichtlich oder unabsichtlich bewirkt werden. Zwar ist bei Goethe anzunehmen, dass er gegen sich immer wahr gewesen sei, aber er hatte Zeit seines Lebens eine mächtige Neigung zum Verkleiden, Foppen, zum Ge-

Auch bei Goethe genügen die Angaben nicht.

heimnissvollen und zum Räthsel aufgeben. Ueberdem hat Jeder das Recht, sich durch falsche Angaben gegen Zudringlichkeit zu schützen und sein Inneres durch eine Lüge vor dem Feinde zu bewahren. Viel häufiger hat man natürlich Irrthümer, unabsichtliche Irreführungen zu erwarten. Der Redende oder Schreibende spricht seine augenblickliche Stimmung aus, und was er sagt, gilt eigentlich nur für die gegebenen Umstände. Wir aber vermögen diese Umstände oft nicht genügend zu würdigen und sind von Natur geneigt, Ueberliefertes zu schwer zu nehmen. Ueberdem ist das Temperament des Redenden von grosser Bedeutung, denn ein gleichsinniger Mensch ist ganz anders zu beurtheilen als einer, der wechselnden Stimmungen unterworfen ist. Goethe aber war im höchsten Grade Stimmungsmensch. Er war es so sehr, dass auch bei den zum Drucke bestimmten Aeusserungen die Stimmung immer in Betracht gezogen werden muss. Weiter ist ein grosser Theil seiner Aeusserungen über die eigene Person zurückschauender Art. Je weiter das Vergangene zurückliegt, um so grösser ist natürlich die Gefahr der Erinnerungstäuschung, und das Gleiche gilt, je weniger äussere Anhaltspunkte existiren, je mehr es sich nicht sowohl um Thatsachen als um Stimmungen und Gedanken handelt. Wird eine Aeussung erst von uns auf die Person bezogen, oder wird sonst aus der Art des Geschriebenen auf den Schreiber geschlossen, so kommt natürlich zu den anderen Schwierigkeiten noch unser eigenes Irrungsvermögen hinzu. Bei den Berichten dritter Personen endlich ist

Einleitung.

die Sache am allerschwierigsten. Neigung und Abneigung fälschen, der Mangel an Verständniss übersteigt alle Grenzen, und die Beurtheilung der moralisch-intellektuellen Eigenschaften des Berichterstatters ist ein neues Problem. Wir werden sehen, wie gebildete Leute über die mit Augen wahrnehmbaren Dinge falsche, einander widersprechende Urtheile abgegeben haben, sollten sie über das geheime Innere besser gertheilt haben?

Aber angenommen, das Material wäre vollständig ausreichend, so bliebe doch die allgemeine Schwierigkeit, aus vielen Einzelheiten das Wesentliche und den Zusammenhang heraus zu finden. Freilich im Gebiete der Form gäbe es diese Schwierigkeit nicht, denn das Wahrnehmbare lässt sich auch beschreiben, mag man von dieser oder jener Stelle ausgehen. Wie aber soll man den inneren Menschen erkennen? Natürlich ist diese Schwierigkeit bei jeder Biographie, bei jeder Personenschilderung vorhanden, die Leute haben sie von jeher gefühlt und haben sich mit ihr abgefunden, so gut, wie sie konnten. Auch bei Goethe fehlt es ja nicht an Versuchen, seine Persönlichkeit, seinen Charakter, oder wie man sonst sagen mag, zu schildern. Aber ich sehe nicht, dass hier oder anderswo eine erkennbare Methode diesen Versuchen zu Grunde läge. In Goethes Jugendzeit sprach man davon, man wolle das Porträt eines Menschen machen. Kestner z. B. entwirft das Porträt Goethes in Wetzlar. Er und Andere verfahren dabei so, dass sie eine Reihe von Eigenschaften nannten, und die Reihe wurde bald

Zur Charakterschilderung ist eine Methode nöthig.

kurz, bald lang, die Eigenschaftswörter wurden durch Beispiele erläutert oder nicht. Man hat dieses Porträt-machen oft verspottet, und verspottet es noch. Fragt sich nur, was an seine Stelle zu setzen sei. Dramatiker und Romanschreiber verfahren so, dass sie ihre Leute in bestimmte Situationen bringen und durch die Handlungen die handelnden Personen schildern, also eine Reihe von Reactionen angeben. Aber erstens wird hier in der Regel auf Vollständigkeit verzichtet, es pflegt sich nur um einige markante Züge zu handeln, und dann ist es im Grunde einerlei, ob ich Reactionen erzähle oder Eigenschaften nenne, denn was sind Eigenschaften anders als Weisen der Reaction? Das eine ist poetisch, das andere prosaisch, die Sache ist eine. Ja, heisst es, es kommt nur darauf an, das Wesentliche in einem Menschen zu erkennen. Wallenstein brauchte bekanntlich nur den Kern des Menschen, und Goethe selbst dachte ähnlich. Er meint, es liege in den Charakteren eine gewisse Consequenz, durch die bei bestimmten Grundzügen bestimmte secundäre Züge auftreten, und er macht sich anheischig, Einen, mit dem er eine Viertelstunde gesprochen habe, zwei Stunden lang reden zu lassen. Jedoch wir erfahren weder bei Schiller, noch bei Goethe, noch bei Sonst-jemand, was denn nun der Kern eines Menschen sei. Goethe selbst giebt zu, dass sein Verfahren instinct-mässig sei, Angeborenes und Erfahrung möchten sich vereinigt haben, auch spricht er von einer Anticipation mannigfaltiger menschlicher Zustände. Mit alledem wird uns keine Methode gegeben. Was Schiller mit

Einleitung.

dem Kerne meine, ist gar nicht zu sagen. Die populäre Vorstellung scheint deshalb, weil wir dadurch formell centriert sind, dass wir alles auf unser Ich beziehen, anzunehmen, es gäbe auch sachlich ein Centrum, ein Innerstes des Menschen, von dessen Beschaffenheit alles übrige abhinge. Aber die Erfahrung zeigt ein solches Centrum durchaus nicht. Auch Goethe deutet in seiner dunkeln Sprache darauf hin, wenn er sagt, im Grunde seien wir alle collective Wesen, und an anderen Stellen. Er selbst hat mit seinen Wahlverwandtschaften zuerst den Begriff der Seelenchemie eingeführt. In der That sollten wir uns dem Inneren gegenüberstellen, wie sich ein Chemiker zu einem zusammengesetzten Stoffe stellt. Manche neueren Psychologen treiben, nebenbei gesagt, auch Seelenchemie, lassen z. B. ein paar Empfindungen, die gar nichts Räumliches enthalten, sich verbinden und dadurch das Räumliche als eine chemische Verbindung entstehen. Solche verkehrte Seelenchemie meine ich freilich nicht. Der Weg muss der sein, dass man fragt, aus welchen Elementen besteht eine Seele, und wie ist aus ihnen diese Seele aufgebaut? Man muss also von der Voraussetzung ausgehen, das Innere sei aus elementaren Trieben zusammengesetzt, und die Beurtheilung des Individuum setzt Kenntniss der Allen zukommenden Elemente voraus. Diese Art von Seelenchemie aber ist nichts anderes als der Weg Galls. Goethe hat Gall freundlich und verständnisvoll aufgenommen, wenn er auch damals schon zu alt war, um die neue Lehre ganz zu ergreifen, die gelehrten

Galls Methode ist richtig.

Herren aber haben nichts verstanden, und ihr Verhalten gegen Gall wird ein unvergängliches Denkmal menschlicher Beschränktheit bleiben, gerade so, wie ihr schändliches Verhalten gegen Goethes Farbenlehre. Galls Verdienst ist, das Princip erfaßt und einen Versuch zur Anwendung gemacht zu haben. Ob freilich die von ihm angenommenen Grundkräfte zu Recht bestehen, vollends, ob die von ihm gewählten Bezeichnungen richtig seien, das ist eine andere Frage. Hätten die Psychologen mehr Verständniß gezeigt und weniger leeres Stroh gedroschen, so könnten wir weiter sein. Gall verfuhr so, dass er die Frage, ob eine Fähigkeit eine Grundkraft sei, dadurch zu entscheiden suchte, dass er die Arten bei den Thieren und die einzelnen Menschen mit einander verglich. Die Selbständigkeit eines Triebes, seine Unabhängigkeit von den anderen Fähigkeiten, die Thatsache, dass er ohne die anderen Fähigkeiten vorkommt, oder trotz ihrer Anwesenheit fehlen kann, macht ihn zur Grundkraft. Ich sehe nicht ein, wie man eine bessere Methode finden könnte, und es scheint mir der Nachweis für eine Reihe von Fällen gelungen zu sein. Bei manchen Trieben zweifelt niemand an ihrer Selbständigkeit, so bei dem Hunger und der Liebe, aber auch andere scheint mir Gall mit Recht zu den Elementen zu rechnen, die Kunsttriebe, den Muth, den Herdensinn, den Familiensinn, die Herzensgüte, den „Zerstörungssinn“, den Erwerbsinn, und noch andere Fähigkeiten oder Triebe. Aber freilich so viel ist sicher, dass wir in vielen Fällen unsicher bleiben, ob eine Eigenschaft,

Einleitung.

für die die Sprache ein Wort geprägt hat, zu den Elementen gehört oder nicht. Im Grunde genommen ist es nicht so schlimm; man muss sich nur darüber verständigen, was man mit den Worten meint, dann geht es schon. Es bleibt eben doch beim Porträt-machen, nur dass man nicht wahllos allerhand Eigenschaften neben einander stellt, sondern im Sinne der Elementar-Analyse vorgeht, die vorläufig nicht weiter auflösbaren Eigenschaften wählt und vor allen Dingen sich der Vollständigkeit zu nähern sucht, d. h. bei der Schilderung keine der als wichtig erkannten Eigenschaften auslässt. In diesem Sinne also sollte man Menschen schildern und in diesem Sinne sollte man auch Goethe schildern. Geschehen ist es meines Wissens noch nie, und die vorhandenen Schilderungen leiden, so geistreich sie im Einzelnen sein mögen, durchaus an Zerfahrenheit, Principlosigkeit.

Jedoch bleibt noch Eins zu bedenken. Wir können uns nur deshalb eine Vorstellung von den inneren Zuständen Anderer machen, weil wir uns an Aehnliches in unserem Innern erinnern. Was wir nicht selbst gefühlt haben, das existirt für uns nicht, und Zustände, für die die persönliche Erfahrung kein Analogon hat, müssen uns unter allen Umständen räthselhaft bleiben. Nun habe ich bisher angenommen, dass alle Fähigkeiten bei Allen in einem gewissen Grade vorkommen, wie etwa Alle dieselben Knochen haben. Aber diese Annahme ist durchaus nicht bewiesen. Betrachtet man die verschiedenen Gehirne, so kehren zwar die Hauptfurchen und die Hauptwindungen

Unvermeidbare Fehler.

immer wieder, aber im Einzelnen sind so grosse Verschiedenheiten da, die Zahl und die Entwicklung der sogenannten secundären Windungen ist so verschieden dass die Möglichkeit, der eine Mensch möchte Fähigkeiten haben, die der andere gar nicht hat, recht einleuchtet. Mag es so oder so sein, das ist auf jeden Fall sicher, dass Minima und Maxima vorkommen dass also practisch genommen einzelne Fähigkeiten hier verglichen mit ihrer Entwicklung dort gleich Null gerechnet werden können. Damit aber ist gesagt, dass der eine Mensch den anderen nicht ganz verstehen kann. Nur der, bei dem alle Fähigkeiten reichlich entwickelt wären, könnte Alle verstehen, er selbst aber könnte nur von Seinesgleichen verstanden werden. Hat Einer eine mässige Fähigkeit, so kann er zwar den Anderen, der dieselbe Fähigkeit in hohem Grade hat, nicht vollständig verstehen, aber er kann sich ihm ahnungsweise nähern und sich, wie man sagt, ungefähr einen Begriff vom Anderen machen. Wenn aber Einer z. B. gar keine musikalische Fähigkeit hätte, so müsste er den von Musik Entzückten für wahnsinnig halten. Es ist ersichtlich, dass je mehr ein Mensch vom Anderen verschieden ist, die Möglichkeit des Verstehens um so mehr abnimmt. In einfachen Verhältnissen verstehen Alle einander ziemlich gut. Mit der wachsenden Individualisirung werden wir einander fremd, und je eigenartiger ein Mensch ist, um so räthselhafter wird er sein und bleiben. Daher müssen in jedem hervorragenden Menschen für die Anderen unauflösbare Reste sein. Der Eine wird, je nach seiner Organi-

Einleitung.

sation, diese Seite des Helden verstehen, der andere jene, aber keiner alle. Ein Mensch wie Goethe, so einzigartig und so reich, wird von Niemand ganz verstanden werden. Wer ihm zum Theile gleicht, wird ihn zum Theile verstehen, aber für Alle, die ihm nicht ganz gleich sind, werden Theile seines Wesens im Dunkeln bleiben. Diese Alle aber sind schlechtweg Alle. Die theilweise Verstehenden werden wieder einander nicht ganz verstehen. Das sind Schwierigkeiten, die nicht aufzulösen sind, die wir ertragen müssen trotz aller Vermehrung der Einsicht, wir und alle Zukünftigen auch.

Urtheile über das Aussehen des jungen Goethe.

1. Das Körperliche.

Vorausgeschickt sei eine kleine Zusammenstellung von Angaben verschiedener Personen über Goethes Erscheinung.

Ich habe nur Schilderungen aufgenommen, die etwas Positives enthalten, solche, die nur aus Urtheilen oder Redensarten bestehen, habe ich weggelassen. Man vergleiche Rollett's Einleitung.

v. Schönborn (October 1773): „Er ist ein magerer junger Mann. Er sieht blass aus, hat eine grosse, etwas gebogene Nase, ein längliches Gesichte und mittelmässige schwarze Augen und schwarzes Haar.“

Boie (1774): „Goethe ist ein Mann ungefähr von Vossens Figur, aber etwas feiner gebaut, sehr blass, Geist im Gesichte und besonders in dem hellen braunen Auge.“

Der Bischof Münter erklärt i. J. 1787, die Stein habe „nicht allein in der Sprache, sondern auch in

Das Körperliche.

ihrer Physiognomie erstaunlich viel von Goethe.“ Herder habe es auch gefunden. (Goethe-Jahrb. XVIII. p. 113. 1897.)

Schiller (7. 9. 1788): „Er ist von mittlerer Grösse, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm.“

David Veit (März 1793): „Er ist von weit mehr als gewöhnlicher Grösse, und dieser Grösse proportionirt dick breitschultrig... Die Stirn ist ausserordentlich schön, schöner als ich sie je gesehen; die Augenbrauen im Gemählde [Lips] vollkommen getroffen, aber die völlig braunen Augen mehr nach unten zugeschnitten, als dort. In seinen Augen ist viel Geist, aber nicht das verzehrende Feuer, wovon man so viel spricht. Unter den Augen hat er schon Falten und ziemlich beträchtliche Säcke; überhaupt sieht man ihm das Alter von 44 bis 45 recht eigentlich an... Die Nase ist eine recht eigentliche Habichtnase, nur dass die Krümmung in der Mitte sich recht sanft verliert... Der Mund ist sehr schön, klein, und ausserordentlicher Biegungen fähig; nur entstellen ihn, wenn er lächelt, seine gelben, äusserst krummen Zähne... Das Gesicht ist voll, mit ziemlich herabhängenden Backen... Er hat eine männliche, sehr braune Gesichtsfarbe, die Farbe

Urtheile über die männliche Erscheinung Goethes.

der Haare ist etwas heller. Er trägt das Vorderhaar ratzenkahl abgeschoren, an den Seiten ausgekämmt und völlig anliegend, einen langen Zopf, weiss gepudert.“

Falk (Sommer 1794): „Er ist von mittlerem Wuchse, hat ein männlich braunes Antlitz, schwarze funkelnde Augen, einen tieffassenden Blick, einen starken schwarzen Bart und genialische, aber regelmässige Züge.“

David Veit (October 1794): „Er ist etwas mager und bleich im Gesicht; die Nase sieht länger aus, und die ihm gewöhnliche steife Stellung wird um so auffallender.“

Jean Paul (17. 6. 1796): „Sein Vorlesen ist ein tieferes Donnern, vermischt mit dem leisesten Regengelispel; es giebt nichts Aehnliches.“

Ch. v. Stein an ihren Sohn Friedrich (26. 2. 1796): „er [Goethe] war entsetzlich dick, mit kurzen Armen, die er ganz gestreckt in beide Hosentaschen hielt. . . er ist recht zur Erde geworden, von der wir genommen sind.“

Dieselbe (10. 1798): „Goethe sehe ich selten, und wenn es einmal geschieht, so erschrickt mich seine immer zunehmende Dickheit.“

Vulpus (an August Goethe 21. 9. 1808): „Der Vater ist recht wohl aus dem Bade gekommen, schmal und sine Bauch. Er bewegt sich viel leichter.“

Graf Baudissin (Mai 1809): „Ich schwöre, dass ich nie einen schöneren Mann von 60 Jahren gesehen

Das Körperliche.

habe. Stirn, Nase und Augen sind wie vom Olympischen Jupiter und letztere ganz unmalbar und unvergleichbar . . . herrliche braune Gesichtsfarbe . . . [Bei Lebhaftigkeit] wurden die beiden schwarzen Sonnen noch einmal so gross . . . Seine ehemalige Corpulenz hat er verloren . . . Man kann keine schönere Hand sehen.“

Baron Adolf Merian (Goethe-Jahrbuch XXIII. p. 70. 1902): „Goethe war einfach angezogen, trug Stiefel, runden Hut, seine Orden. Seine Haare sind schwarz mit Grau untermischt. Er hat eine sehr hohe, etwas zurückliegende Stirn, wie Homer und alle grossen Dichter.

Sein Kopf, der eher schmal ist, spitzt sich gegen oben hinten zu. Schwarz, und schön, und immerfort in Bewegung sind seine Augen. Das Angesicht ist länglich und gefurcht, die Nase adlerisch. Seine Gestalt ist ansehnlich, gerade, fast zurücklehnend; sein ganzer Anstand männlich, sehr ernst, beynahe trocken. Er sprach von ganz gewöhnlichen Dingen auf eine ganz gewöhnliche Weise. Das thut er mit Fleiss. So war Goethe im September 1810. M.“

Gustav Schwab (1815): „dunkelglühende Augen unter der sparsam weissgelockten Stirn.“

Grüner (26. 4. 1820): „Goethe war von hohem Wuchse, von starkem robustem Körperbau, das bräunliche Haar war wenig gebleicht, die Stirne hoch gewölbt, das Auge noch frisch und feurig, die Gesichtsfarbe weiss und geröthet. Die Züge im Gesichte waren

Urtheile über den Greis Goethe.

stark, das Kinn etwas hervortretend, der Hals bedeutend fleischig.“

Carus (21. 7. 1820): der Arcus senilis in der Hornhaut beider Augen beginnt zwar sich zu bilden, aber ohne dem Feuer des Auges zu schaden.

Frau von Both (24. 8. 1820): „Ich hatte nämlich schon vorher erfahren, dass er nicht mehr ganz scharf höre.“

von Weltzien (9. 10. 1820): Beschreibung von Goethes Gesicht, viele Furchen, ausserordentlicher Ausdruck des Ueberwundenhabens, unverkennbare Herzensgüte, ehemalige Leidenschaftlichkeit, die sich in dem unsteten Wechsel seines Blickes offenbart. „Sein grosses helles Auge heftete er während des Gespräches oft auf mich, sowie ich aber aufblickte und seinem Blicke begegnete, wandte er diesen gleich ab und liess ihn unstät herum schweifen.“

v. Quandt (Winter 1820): „Goethe bediente sich des scherzhaften Ausdrucks, dass ihm die Natur einen Nickfang gegeben, wodurch die rechte Seite des Stirnbeines etwas eingedrückt war und das rechte Auge tiefer als das linke stand. Aus dieser Anomalie construirte er die Bildung seines Gesichtes und sprach als Physiolog, als Künstler, als Poet, als ein universeller Geist... Um diese Eigenheit in der Schädelbildung zu verbergen, hat Rauch den Kopf der Büste gewendet obwohl diese Bewegung nicht in Goethes Art lag, der jedem angesichts ins Angesicht schaute.“

(Der Ausdruck „Nickfang“ soll sich darauf beziehen, dass Goethe mit der Zange geboren sei!)

Das Körperliche.

Felix Mendelssohn (11. 1821): „Er ist sehr freundlich, doch alle Bildnisse von ihm finde ich nicht ähnlich... Einen ungeheuren Klang der Stimme hat er, und schreien kann er wie 10000 Streiter.. Sein Haar ist noch nicht weiss, sein Gang fest und seine Rede sanft.“

Höyen (30. 3. 1823): „Seine Augen waren mir besonders merkwürdig: das Weisse darin fing an gelb zu werden, auch hatten die Runzeln des Alters sich stark um die Augenlider gesammelt, aber die Pupille besass noch die schöne braune Farbe unverdunkelt; sie funkelte fast. Die Stimme war etwas leise, aber äusserst weich und leicht fliessend.“

Grillparzer (2. 10. 1826) sah, als Goethe unbeachtet im Garten ging „ein gedrücktes Vorneigen des Oberleibes mit Kopf und Nacken.“ Goethe habe sich, um die Alterskrümmung zu verbergen, gezwungen emporgerichtet.

G. Parthey (1827): „An die gewölbte, mässig gefurchte Stirn, die durch das zurückgekämmte Haar in ihrer ganzen Höhe erschien, schloss sich eine gebogene, durch das Alter etwas schwer gewordene Nase im richtigsten Verhältnisse an. Die grossen braunen Augen, von einem hellen Altersringe eingefasst, konnten unbeschreiblich sanfte Blicke und dann wieder Feuerfunken werfen. Der ganz zahnlose Mund war das einzige, an dem die 78 Jahre ihr Recht geltend machten; er war beim Sprechen und noch mehr beim Lachen unschön.“

Urtheile über den Greis Goethe.

Ampère (1827): „Goethe, qui parait agé de 60 ans (il en a 73) . . . la bouche presque entièrement degarnie de dents.“

G. Parthey (25. 8. 1827): „Der sonore Bass seiner Stimme hatte noch mit 78 Jahren eine ungemaine Weichheit und war der feinsten Modulationen fähig.“

W. Zahn (9. 1827): „Das bronzefarbige Antlitz“.

Eckermann (11. 9. 1828): „Er war rüstig und ganz braun von der Sonne.“

Odyniec und Mickiewicz (19. 8. 1829): „Das Haar noch wenig weiss, ist nur über der Stirn etwas grauer. Die Augenbrauen [!] klar lebhaft, zeichnen sich noch durch eine Eigenthümlichkeit aus, nämlich durch eine lichtgraue, wie emallirte Linie, welche die Iris beider Augen am äusseren Rande rings umfasst.“

Bildhauer David (Herbst 1829): „cette figure colossale semble glisser.“

Schnitter (1829): „Das schöne Haupt mit der Fülle schneeweisser Haare.“

Baron Stackelberg (1829): „Den Charakterausdruck abgerechnet ist Goethes Gesicht nicht mehr schön zu nennen. Die Nase ist sehr stark geworden, denn die Haut hat sich hügelig erhoben, die Augen stehen schräg, denn die äusseren Augenwinkel haben sich gesenkt, die Augensterne sind kleiner geworden, weil sich durch eine staarartige Verbildung ein weisser Rand umher ergossen hat. Er geht mit den Füßen schurrend auf dem Boden, aber dennoch über die

Das Körperliche.

Treppen herunter, ohne sich anzustützen oder den Arm eines Begleiters zu brauchen.“

Begegnungen eines Engländers mit Goethe. (Deutsche Rundsch, XXV. p. 187. Aug. 1899): „Vor 27 Jahren beschrieb ich ihn folgendermaassen: Goethe ist ein älterer Mann, seine Würde hat etwas ‚Erdrückendes‘, ein durchdringendes und unerträgliches Auge: ‚The eye like Jove to threaten or command‘, eine Adlernase, sehr ausdrucksvolle Lippen, die wenn geschlossen, scheinbar eine Anstrengung machen, sich zu öffnen, als könnten sie nur mit Mühe den verborgenen Schätzen den Ausweg verwehren. Seine Bewegungen sind leicht, seine Art hat etwas ‚Zündendes‘. Jetzt gewahrte ich dasselbe Auge, aber wie dünn waren die Brauen, die Wangen gefurcht, die Lippen nicht mehr sich kräuselnd in stolzem Druck. Die vornehme aufrechte Haltung von ehemals hatte einer leichten Neigung des Körpers nach vorne Platz gemacht.“

Kozmian (2. 10. 1829): „Er war der schönste Greis, den ich in meinem Leben gesehen . . . Die drei Falten, die seine Stirn durchfurchten und sich bis zu den Augen hinzogen, waren der deutlichste Ausdruck des Genius.“

v. Müller (21. 5. 1829): „Mit Schmerz bemerkte ich, wie seine Augen immer mehr umgrauen, die Pupillen verknöchern.“

Dr. K. W. Müller (1831—32): „seine Stirn war wie Jupiters Stirn gewölbt, ohne alterbezeichnende Furchen.“ —

Die Beurtheiler widersprechen einander.

Der Nutzen einer solchen Zusammenstellung besteht darin, dass man sieht, was die Aussagen der Leute werth sind. Bei Urtheilen über Geistiges kann man nicht recht nachkommen, und es giebt überall Auswege. Urtheile über Sichtbares aber müssen übereinstimmen oder nicht. Da heisst es denn: sie haben Augen und sehen nicht, denn in nichts stimmen die Urtheile überein. Nach Schönborn hat Goethe schwarze, nach Boie hellbraune Augen. Nach Veit hat er 1793 gelbe äusserst krumme Zähne, nach Parthey ist der Mund 1827 ganz zahnlos, nach dem Leibarzte Dr. Vogel hatten sich die Zähne bis in das höchste Alter in gutem Zustande erhalten. G. Schwab findet 1815 eine „sparsam weissgelockte Stirn“, nach Grüner ist 1820 das Haar wenig gebleicht. Nach Graf Baudissin hat er 1809 eine herrlich braune Farbe, nach Grüner ist die Gesichtsfarbe weiss und geröthet, nach W. Zahn ist das Gesicht 1827 bronzefarbig, Eckermann meint im Herbst 1828, die Sonne habe ihn gebräunt, er kann ihn also vorher nicht bronzefarbig gesehen haben. D. Veit sagt, Goethe habe eine recht eigentliche Habichtnase, woraus hervorgeht, dass er entweder nie Goethes Nase, oder nie einen Habichtschnabel gesehen hat. Und das will ein Maler sein! Von den braunen Pupillen Höyens, den verknöchernenden Pupillen Müllers und ähnlichem Unsinne will ich gar nicht reden. — Sucht man aus den hier mitgetheilten und anderweiten Aeusserungen das Brauchbare zusammenzustellen, so ergiebt sich, dass wir über Goethes Körper nicht gerade viel wissen. Nur aus Rauchs Biographie erfährt

Das Körperliche.

man, dass Goethe 174 cm lang war. Das Maass muss 1820 genommen sein, Goethe war also 71 Jahre, es mag daher die Länge in den guten Jahren etwas grösser gewesen sein. Rauch giebt auch an, dass die Beine im Verhältnisse zum Rumpfe etwas kurz gewesen seien. Was die Stein über kurze Arme sagt, ist wohl die reine Bosheit. In der Jugend war Goethe mager, nach der italienischen Reise wurde er dicker, im höheren Alter verlor sich das Fett wieder. Schultern und Brust waren breit. Der mächtige, stark gewölbte Thorax und die aufrechte Haltung haben offenbar den imponirenden Eindruck der Figur bewirkt. Das Haar war braun. Auch die Augen waren braun. Die Lidspalten müssen gross gewesen sein; dieser Umstand und der, dass Goethe die Augen oft rasch hin und her bewegte, bald mehr, bald weniger weit öffnete, haben wohl die tiefe Wirkung der Goethischen Augen auf die Menschen hervorgebracht, von der in den überspanntesten Ausdrücken erzählt wird. Möglicherweise sind in der Jugend die Pupillen auffallend gross gewesen. Das hängt zum Theil von der nervösen Erregung ab. Dazu kommt, dass Goethe kurzsichtig war.*) Die Ohren waren gross und, in der Haupt-

*) Ueber die Kurzsichtigkeit hat Herm. Cohn alles Nöthige gesagt. (Goethes Kurzsichtigkeit und seine Lorgnetten. S.-A. a. d. Wochenschrift für Therapie und Hygiene des Auges, IV. 8, 1900.) Vgl. dazu Goethe-Jahrbuch Bd. 23. p. 214. Die da erwähnten Bemerkungen von F. Vierling wollen recht wenig bedeuten. Die Thatsache, dass Goethe im Alter ohne Brille las, beweist doch allein, dass er kurzsichtig war, und zwar natürlich von Jugend an.

Goethes Hand.

sache wenigstens, normal geformt. Das Gehör war gut, nahm im höheren Alter etwas ab. Die Gesichtsfarbe scheint in der Jugend blass, im reifen Alter bräunlich gewesen zu sein. Von der [rechten] Hand Goethes, die Graf Baudissin unvergleichlich schön findet, existirt ein Gipsabguss, der aus dem Jahre 1820 stammen soll. Auf jeden Fall ist es eine Greisenhand,

Ausser den von den Autoren schon citirten Stellen kommt noch folgende in Betracht. Goethe sagt (zur Naturwissenschaft im Allgemeinen. Hempelsche Ausgabe XXXIV. S. 125): „Da ich von Jugend auf meine Augen sehr leicht in den Zustand des Schielens versetzen kann,“ [folgt Bemerkung über Doppelbilder]. Es bestand also Insufficienz der inneren geraden Augenmuskeln, die Begleiterscheinung der Myopie.

Die merkwürdige Abneigung Goethes gegen Brillen ist bekannt. Cohn hat drei Stellen angeführt. Eine 4. citirt das Goethe-Jahrbuch. Ferner sieht man aus folgender Stelle der „Wanderjahre“, was für wunderliche Gedanken Goethe manchmal hatte: „Ich habe im Leben überhaupt und im Durchschnitt gefunden, dass diese Mittel, wodurch wir unsern Sinnen zu Hülfe kommen, keine sittlich günstige Wirkung auf den Menschen ausüben. Wer durch Brillen sieht, hält sich für klüger als er ist: denn sein äusserer Sinn wird dadurch mit seiner innern Urtheilsfähigkeit ausser Gleichgewicht gesetzt . . . So oft ich durch eine Brille sehe, bin ich ein anderer Mensch und gefalle mir selbst nicht; ich sehe mehr als ich sehen sollte; die schärfer gesehene Welt harmonirt nicht mit meinem Innern, und ich lege die Gläser geschwinder wieder weg, wenn meine Neugierde, wie dieses oder jenes in der Ferne beschaffen seyn möchte, befriedigt ist . . . So bin ich z. B. überzeugt, dass die Gewohnheit Annäherungsbrillen zu tragen an dem Dünkel unserer jungen Leute hauptsächlich Schuld hat.“

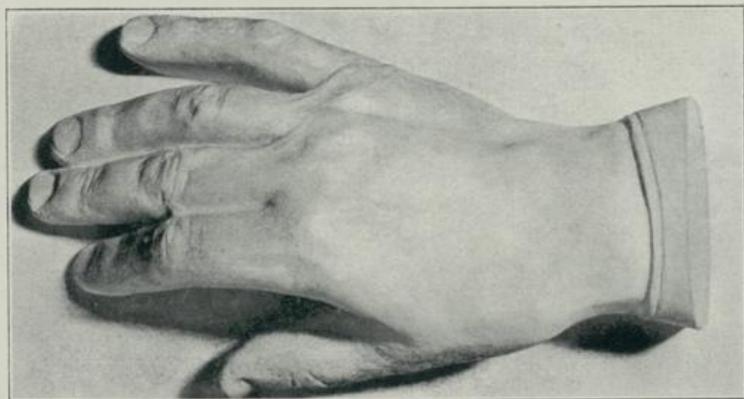
Am 6. Jan. 1825 sagte Goethe zum Canzler, Wilhelm Müller sei „eine unangenehme Personnage, suffisant, überdiess Brillen tragend, was mir das Allerunleidlichste ist.“

Das Körperliche.

wie die vielen kleinen Fältchen zeigen, die man an dem Abgusse im Goethe-Museum sehr gut sehen kann. Es ist eine grosse, gestreckte weiche Hand. Die Länge vom Handgelenke bis zum Ende des dritten Fingers beträgt 19 cm, die Mittelhand ist 9 cm breit, die Länge des Mittelfingers ist 11 cm, die des Zeigefingers 10 cm, die des Ringfingers 10,2 cm, die des Daumens 6,2 cm, die des kleinen Fingers 5,3 cm. Ueber dem Handgelenke springt die Sehne des Extensor pollicis sehr stark vor, ein Buckel, der wohl auf eine Verdickung der Sehnenscheide deutet. Die Narbe am Zeigefinger, von der Goethe spricht, ist nicht zu sehen.

Man kann die Hand schön nennen, aber es ist keine aristokratische Hand, dazu sind die Finger zu derb und zu stumpf, die Nägel zu platt.

Will man über die Form des Kopfes und des Gesichtes etwas genaueres wissen, so greift man natürlich nach den Bildern. Es giebt eine Menge von Originalbildern, also kann es gar nicht fehlen. Weit gefehlt! Von der Mehrzahl der Bilder kann man getrost sagen: eins ist immer schlechter als das andere. Die Künstler, die Goethe abgebildet haben, waren gewiss gute Leute, aber zu Porträtisten muss sie der liebe Gott in seinem Zorne gemacht haben. Die schlimmsten Patzereien sind natürlich die Frauenzimmer-Porträts, aber auch die Männer haben sich nicht mit Ruhm bedeckt. O hätte doch Raphael Goethen gemalt, wie er Julius II. gemalt hat! Oder, was mir eigentlich noch lieber wäre, hätte man doch die Photographie früher erfunden! Man sehe sich gewissenhaft



Die Mangelhaftigkeit der Bilder Goethes.

die Goethe-Bilder an, man studire die Werke von Zarncke und von Rollett, und man wage dann zu behaupten, dass nur zwei der Bilder übereinstimmen. Trügen die Bilder keine Unterschrift, so würde man fragen, wie sind denn die vielen verschiedenen Herren hier zusammengekommen? Ich stehe nicht an, zu behaupten, dass wir ganz und gar nicht wüssten, wie Goethe ausgesehen hat, wenn wir auf die Künstler angewiesen wären; höchstens das Bild des Greises ist einigermaassen sicher, Mann und Jüngling aber verschwinden im Künstler-Nebel. Eine gewisse Entschuldigung für die Maler liegt vielleicht darin, dass Goethe wahrscheinlich zu verschiedenen Zeiten verschieden ausgesehen hat, wie es bei entschieden periodischen Menschen der Fall zu sein pflegt.*) Das Geschick ist

*) Goethe selbst war ungemein bescheiden in seinen Ansprüchen an Porträt-Aehnlichkeit. Am 25. 3. 1816 schreibt er an Cotta: „Ein Porträt von mir besitz ich nicht, das beste was ich kenne, besitzen die H. Boisserées in Heidelberg, es ist in Öl erst vor einem Jahre von Lieutenant Raabe gemahlt.“

Aus Schröer's Aufsätze über „Goethes Erscheinung“ ist gar nichts zu entnehmen. Dagegen hat Ph. Weilbach in „Wie sah Goethe aus?“ (Ztschr. f. bild. Kunst XXIV. p. 244. 1889) wenigstens das Rechte erstrebt. Der Vf., der nur Zarncke's Abhandlung zu kennen scheint, hat aus den ihm vertrauenswürdig vorkommenden Goethe-Bildern herausuchen wollen, was sie gemeinsam haben. Leider ist er dabei nicht glücklich gewesen, denn er hat gefunden: 1. der Hinterkopf sei ziemlich klein [falsch!], der Hals kräftig und schrägliegend [?!], 2. die Stirne weiche stark zurück [falsch!], 3. das Ohr sei gross und „musikalisch“ [?!], 4. die Augen lägen tief [falsch!], 5. die Augenbrauen seien in schönem Bogen gezeichnet [?!], 6. die „Adlernase“ [falsch!] sei fleischig, 7. die Oberlippe des etwas grossen und sinnlichen [?]

Das Körperliche.

zu preisen, dass es uns wenigstens die mechanische Nachbildung von Goethes Gesicht gegönnt hat. Goethe

Mundes sei sehr kurz, 8. das Kinn sei kräftig, und der „knochige“ Kinnbacken kräftig ausgebildet [falsch!].

Ueber die Jugendbilder ist meines Erachtens gar kein Urtheil möglich. Am meisten beschäftigt sich Weilbach mit den Bildern von Juel und von May, die ja auch am ehesten in Betracht kommen, und ich gebe ihm darin Recht, dass das gerühmte Bild Mays etwas gelect sei. Das von Weilbach gerühmte Bild von Darbes ist mir höchst verdächtig, ebenso wie der Stich von Lips; ich bin fest überzeugt, dass Goethe nie so ausgesehen hat. Ebenso wenig verstehe ich, wie man die Bilder von Kugelgen, von Sebbers, die Büste von David loben kann. Das vielgepriesene Bild von Stieler mit dem ganz ungoethischen Munde ist jedenfalls mit Vorsicht anzusehen. Dagegen sehe ich mit Freude, dass auch Weilbach die Zeichnung Jagemanns lobt und sie „eine physiognomische Urkunde“ nennt.

Mit Unrecht nennt Weilbach Schadows Büste nicht. Sie und die Büste Rauchs sind die einzigen von wirklichen Künstlern verfertigten Porträts und die, an die man sich in der Hauptsache halten muss. Schadow hat bekanntlich nach der Maske gearbeitet. Rauch hat zwar stilisirt, aber kein Bild Goethes gleicht so sehr der Maske von Gall (Weisser), wie Rauchs Büste, und deshalb verdient die Büste das Vertrauen, das ihr allenthalben entgegengebracht wird. —

Ich schliesse hieran noch eine interessante Aeusserung Schopenhauers, dessen Urtheil besonders werthvoll ist, weil er Goethe gut gekannt hat und weil er zugleich Schopenhauer gewesen ist. Im Jahre 1837 machte Schopenhauer den Frankfurtern Vorschläge „über das Goethische Monument“ (die natürlicher- und thörichterweise nicht berücksichtigt worden sind), und dabei sagte er:

„Die Büste darf schlechterdings nicht Goethen, wie er in den letzten Jahren war, im Greisenalter darstellen, wo die Gewalt der Zeit seine schönen Züge verunstaltet hatte und der Verfall sich bis auf die flacher gewordene Stirn erstreckte. [Wie mag Schopen-

Die Gallsche Maske.

schreibt für den 16. 10. 1807 in das Tagebuch: „Dr. Gall kam nach Tische wieder, wo wir über seine Lehre bis gegen Abend sprachen, da ich mich für ihn abgiessen liess.“ Am 19. und den folgenden Tagen: „Nachmittags bei Weissern wegen der Büste.“ Goethe sagte dann zu Th. Kräuter: „Glaubt mir, guter Kräuter! es ist keine Kleinigkeit, sich solchen nassen Dreck auf das Gesicht schmieren zu lassen.“ Am 8. 2. 1816 heisst es im Tagebuche: „Dir. Schadow. Porträt“, am 10. 2. „Director Schadow, Gallsche Maske, Kupfermünzen betrachtet.“ Also Goethe sagt nichts von einer zweiten Abformung. Bedenkt man, dass die erste Abformung ihm unangenehm genug gewesen ist, wie denn in der That das Verfahren peinlich ist (vgl. Joseph Kopfs Aeusserungen darüber), so könnte man wohl daran zweifeln, dass Goethe ganz unnöthiger Weise ausser der vorhandenen Maske eine zweite habe anfertigen lassen. Bemerkenswerth ist, dass er auch später nur von Einer Maske spricht. Am 18. 8. 1820 schreibt er: „Hierauf die Berliner Freunde [Schultz, Tieck, Rauch, Schinkel]. Sie [nämlich die Künstler

hauer zu diesen Worten gekommen sein?] Aus seinen besten Jahren, wo das Gesicht bereits den vollen Charakter angenommen hatte, besitzen wir glücklicherweise zwei sehr gute Büsten: die eine von Tieck, die andere von Weisser. Letztere ist nach einem Gypsabdruck von Goethes Gesicht, welchen er 1805 [muss natürlich 1807 heissen] dem Dr. Gall zu Gefallen nehmen liess, gearbeitet, folglich vollkommen ähnlich, aber nicht ideal und mit kurzem Haar. Die erstere ist idealischer gehalten mit wallenden Locken, Jupiterartig . . . Ich wäre für die Weissersche, weil sie Goethes Gesichtszüge genau der Nachwelt überliefern würde.“

Das Körperliche.

Tieck und Rauch] fingen an die Büste vorzubereiten, indem sie die vorhandene Maske ausdrückten.“*) Das soll offenbar heissen: es wurde ein Ausguss der vorhandenen Form angefertigt. Nun schreibt aber Schadow: „Sein [Goethes] Gesicht wurde auch in diesen Tagen [Anfang Februar 1816] abgeformt.“ Auf diese Stelle allein scheint der Glaube an die Schadowische Maske gestützt zu sein, soweit wie die Literatur in Frage kommt. Jedoch kommt folgendes dazu. Im Goethe-Museum wird ein Abguss aufbewahrt (vgl. die Tafel), der der erste aus der Form Schadows sein soll. Schadow habe die Form mit nach Berlin genommen, und habe dort den Bronzeguss hergestellt, der jetzt ebenfalls im Goethe-Museum ist, und dem die in Berlin käufliche Schadowische Goethe-Maske entspricht. Ferner bestätigt die Weimarer Tradition die Abformung durch Schadow. Herr Geh. Hofrath Ruland theilte mir mit, der alte Meyer habe dem Grossherzog Carl Alexander davon erzählt. Meyer sei dabei gewesen und habe Goethen gerathen, kein allzuernstes Gesicht zu machen, Goethe aber habe erwidert, wie kann ich denn vergnügt sein, wenn ihr mit dem Klumpen nassen Thon da vor mir sitzt. Hat Meyer so erzählt, und liegt nicht eine Verwechslung mit der Abformung durch Gall vor, so muss man wohl an die Sache glauben. Andernfalls wäre es auch möglich, dass

*) Da kaum daran zu zweifeln ist, dass Rauch die Maske Galls „ausgedrückt“ hat, so erklärt es sich, dass Rauchs Büste am besten mit der sogen. Weisserschen Maske übereinstimmt, insbesondere die gleiche Form der Stirn zeigt.

Beschreibung der Gallschen Maske.

Schadow nur die alte Gallsche Form zur Herstellung einer neuen Form benutzt hätte.

Auf jeden Fall haben wir jetzt zwei Masken vor uns und müssen sehen, wie wir mit ihnen zurecht kommen.

Goethe spricht von der Gallschen Maske. Wo ist sie? Wir erfahren nicht, ob Gall die Form mit sich weggeführt hat, und wo sie geblieben ist. Nur das geht aus den Aufzeichnungen hervor, dass die Büste Weissers auf Grund der Gallschen Maske entstanden ist. Wenn Goethe später sagt: „Weiser hat sie [die Maske] nachher aufgesetzt und die Augen geöffnet“, so kann nicht von einer Büste die Rede sein, sondern es muss das gemeint sein, was jetzt Weisserische Maske genannt wird. Diese ist in der That „aufgesetzt“, d. h. es ist im Unterschiede von anderen Masken soviel Hals angefügt, dass man sie aufstellen kann. Wir haben also jetzt die Gallsche von Weisser bearbeitete Maske vor uns. Man fragt natürlich, inwieweit bearbeitet? Nach der Charakteristik, die Goethe von Weisser giebt,*) könnte man fürchten, dieser habe willkürlich gehandelt. Jedoch muss man bedenken, dass Goethe selbst die Sache überwacht hat, und dass

*) „Tieck liess den unglücklichen Weisser zurück. Dieser besass ein sehr schönes Talent, aber einen in sich gekehrten und unerfreulich oft hervortretenden Widerspruchsgeist. So war er auch unsicher und willkürlich in dem was er that. Er veränderte an einer Büste Stellung, Haare, Kleidung ohne Ursache und Glück, im Thon, im Gyps, ja theilweise im Marmor.“ (An den Grossherzog, am 26. 5. 1816.)

Das Körperliche.

er selbst sagt, Weisser habe Galls Maske nur „aufgesetzt“ und ihr die Augen geöffnet. Glücklicherweise also dürfte nichts Wesentliches verändert sein. Zarncke rügt das dicke Unterkinn, aber warum soll es Goethe im Jahre 1807 nicht gehabt haben? Er rügt ferner, die Augen seien zu weit geöffnet und der Raum zwischen Augenbrauenrand und Lidrand sei zu klein. Das kann richtig sein, ist aber kein grosser Fehler. Uebrigens beträgt der Abstand 1 cm, ist also gar nicht klein und entpricht der Natur, wenn man annimmt, das Auge sei wie beim Erstaunen weit geöffnet. Offenbar hat Weisser den Blick nach oben gerichtet gedacht (nicht wie Schadow nach unten). Weisser hat ferner die Ohren und die Haare hinzugearbeitet, wobei nicht viel zu verderben war. Die Form der Stirn und des Gesichts ist wahrscheinlich in der Hauptsache richtig. Höchstens könnte die Nase in ihrem unteren Theile durch den Gips etwas verändert worden sein.

Die Höhe des Gesichtes (vom unteren Rande des Kinnes bis zur Biegung des Stirnbeines) ist etwa 20 cm, die grösste Breite des Gesichts 13 cm, die der Stirn 12 cm, der Abstand der Augenmitten 6 cm, die Länge der Nase 5,7 cm, die Breite des Mundes 6,5 cm. Es besteht eine starke Skoliose des Gesichtes mit der Concavität nach rechts. Der linke Nasenflügel und der linke Mundwinkel einerseits stehen tiefer, das rechte Auge andererseits:*) Abstand zwischen

*) Goethe schreibt an Cotta (22. 10. 1816): „Es ist zwar nicht zu leugnen, dass mein linkes Auge etwas grösser ist als das rechte.“

Vergleichung der Gallschen mit der Schadowischen Maske.

äusserem Augenwinkel und Mundwinkel links 8 cm, rechts 7,3 cm. Ursache der Skoliose ist offenbar die wesentlich stärkere Entwicklung der linken Hälfte des Vorderkopfes: die Wölbung der linken Stirnhälfte ist stärker als die der rechten. Von den nur mässig starken Stirnhöhlenbuckeln ist der linke grösser. Das Charakteristische der Stirn ist die starke Entwicklung ihres mittleren oberen Theiles und die Breite der Stirn in der Höhe des Schläfenmuskelansatzes. Dagegen ist die untere Stirn schmal (etwa 11 cm), wie schon der geringe Augenabstand zeigt. Die Stirneckeln fehlen ganz. Von Hautfurchen der Stirn ist wenig zu sehen, nur rechts über dem inneren Augenwinkel ist ein tiefer Einschnitt. Die Nasenlippenfurchen sind tief, die Winkel des festgeschlossenen Mundes sind gesenkt. Die Oberlippe ist mittellang (2 cm) und hat ein auffallend breites Philtrum. Das Kinn ist ziemlich lang (4 cm), breit und kräftig, ein wenig vorstehend, in der Mitte getheilt. Die linke Hälfte ist stärker als die rechte. Der Unterkieferwinkel scheint wenig ausgesprochen gewesen zu sein. (Beim alten Goethe stört die Fettentwicklung das Urtheil, wenn aber die Bilder von May und von Melchior in dieser Hinsicht richtig sind, so war Goethes Unterkiefer geradezu weiblich weich geformt.) Zu beiden Seiten der Nase sieht man deutliche Pockenarben.

Vergleicht man mit der Gallschen Marke die Schadows, so ergibt sich Folgendes. Beide Masken stimmen vielfach überein. Breite der Stirn, Abstand

Das Körperliche.

der Augen, Breite und Form des Mundes sind dieselben. Will man die Aehnlichkeit erkennen, so lege man beide Masken neben einander und umhülle jede so mit einem Tuche, dass nur das eigentliche Gesicht sichtbar bleibt. Allerdings findet man kleine Unterschiede im Gesichte. Dieses ist bei Schadow ein wenig magerer, denn das dicke Unterkinn fehlt und die Partie zwischen Nase und Ohr ist etwas flacher. Da Goethe bei Gall 58, bei Schadow 67 Jahre alt ist, ist nichts dagegen zu sagen. Ferner ist bei Schadow die Nase ein wenig länger. Mit dem Lineal gemessen ist sie 6 cm lang (bei Gall 5,7), mit dem Bande von der Stirn und Nase trennenden Querfalte bis zur Oberlippe giebt es bei Schadow 8,4 cm, bei Gall 8. Auch dieser Unterschied ist nicht wichtig und kann wohl durch Technisches erklärt werden. Der Mund steht bei Schadow weniger schief und beide Kinnhälften sind weniger verschieden. Im Allgemeinen aber ist die Skoliose des Gesichts auch bei Schadow sehr deutlich. Nun kommt aber das Schlimme. Die Stirn ist nicht nur bei Schadow weniger fein gegliedert, sondern viel höher als bei Gall. Vergleicht man die beiden Profilinien, so sieht man den Unterschied ohne Weiteres. Ich habe schon in meinem Buche „über Kunst und Künstler“ (S. 280 ff.) über den unerklärlichen Unterschied der beiden Masken gesprochen. Ich hoffte, von besser Unterrichteten aufgeklärt zu werden, aber der Zwiespalt, der mich aufregt, scheint den Anderen gleichgiltig zu sein, denn kein Mensch hat ein Wort darüber gesagt. Zwei echte Masken müssen doch die

Beurtheilung von Goethes Stirn nach Gall.

Stirn gleich haben, die Stirn kann sich doch nicht verändern, geschweige denn vom 59. bis zum 68. Jahre um mehr als 1 cm erhöhen! Auch jetzt noch stehe ich kopfschüttelnd vor den beiden Masken und weiss mir nicht zu helfen.

Beurtheilt man die Stirn Goethes in Galls Sinne, so findet man am stärksten ausgeprägt das Organ der *sagacité comparative* (Vermögen, das Aehnliche in den Dingen zu erkennen, Urtheilskraft). Die mächtige Entwicklung dieses Organs war auch Gall selbst am meisten aufgefallen. Sodann ist das Organ des Dichtergeistes stark entwickelt, besonders links. Gross ist auch das Organ des Wohlwollens. Mässig stark sind Mimik, Bausinn, Musiksinn. Gering der Sinn für abstractes Denken und der für Witz. Ganz gering der mathematische Sinn. Dagegen wieder ziemlich stark Farbensinn, Ortsinn, Personen- und Wortgedächtniss.

Nun möchte man gern etwas über den weiteren Kopf wissen, aber über ihn können wir nach der Maske nicht urtheilen. Auf die Büsten darf man gar keine Rücksicht nehmen, denn die Bildhauer haben keine Ahnung von der Bedeutung der Sache, und die behaarten Köpfe sind bei ihnen Phantasiestücke. Die wunderlichen Aeusserungen Merians über Goethes Kopf kann man schwer deuten. Wenn er sagt, der Kopf spitze sich nach oben hinten zu, so meint er vielleicht, die mittleren Theile der Scheitelbeine seien hoch gewölbt gewesen. Von den Bildern kann man nur Jagemanns Zeichnung in Betracht ziehen, die vielleicht das zuverlässigste Bild des alten Goethe ist;

Das Körperliche.

hiernach hat Goethe einen starken Hinterkopf gehabt, aber an der Grenze zwischen Scheitelbein und Hinterhauptbein findet sich eine Einsenkung, und die Wölbung über dem Kleinhirn ist nur mittelstark. Wichtig ist, dass Goethe einen starken Hals gehabt hat und dass besonders hinter den Warzenfortsätzen der Hals mächtig entwickelt gewesen zu sein scheint. Man sieht dies auf vielen Bildern, vielleicht übertrieben bei Kolbe, bei J. v. Egloffstein u. A. Der Hinterkopf ist auch auf Prellers Skizze zu sehen, doch ist wohl auf die flüchtige Linie nicht zu viel zu geben.

Es scheint, dass Goethes Kopf nie gemessen worden ist (Goethe verstattete Schadow nicht, Maasse zu nehmen), wir wissen also nicht einmal den Umfang.*) Vielleicht wird es in Zukunft einmal möglich sein, den Schädel zu untersuchen.

*) Nach H. Laube (Neue Reisenovellen II. p. 182. 1837) hat Goethe auf den scherzhaften Vorwurf einer Dame, er trage immer noch den schlechten Hut, erwidert, er habe nach einem neuen gesucht, aber man sei „in Dresden nicht auf grosse Köpfe eingerichtet.“

Anwendung von Galls Schema.

2. Das Geistige.

Vorbemerkung.

Indem ich mich anschicke, schüchtern den Versuch einer Porträt-Zeichnung in dem in der Einleitung dargelegten Sinne zu machen, muss ich noch ein paar Worte vorausschicken. Die erste Forderung ist natürlich ein Verzeichniss der zu erwähnenden Eigenschaften. Aber es giebt keins, das anerkannt wäre. Mir selbst eins zu machen, dazu bin ich bisher nicht im Stande gewesen. Nun weiss ich weiter keinen Ausweg als Galls Schema zu Grunde zu legen. Ich habe es gethan, aber mir dabei einige Freiheiten erlaubt. Erstens habe ich einige Triebe hinzugefügt, deren elementare Natur mir unzweifelhaft ist, nemlich den Lebenstrieb, den Nahrungstrieb, den Heerdensinn und den Ordnungssinn. Sodann habe ich einige Spaltungen Galls weggelassen und ein paar Mal die Bezeichnungen etwas abgeändert. Nun ist es natürlich möglich, dass ein Theil der als Elemente betrachteten Eigenschaften nicht elementar sei. Aber was schadet das? Sollten

Das Geistige.

die Chemiker ein Element als Zusammensetzung erkennen, so bleibt doch die Chemie bestehen. Das hier angestellte Experiment ist meines Wissens das erste seiner Art. Sollte es sich zeigen, dass nach Ausfüllung des Schema alles Erwähnenswerthe erwähnt ist, so dürfte wenigstens die practische Brauchbarkeit des Schema dargethan sein.

Lebenstrieb und Nahrungstrieb.

Lebenstrieb.*) Goethe lebte, als sollte er ewig leben, er „bejahte das Leben“ auf das allernachdrücklichste. Er erkannte sozusagen den Tod nicht an, und obwohl er sich früher zu den Ansichten des Lucrez bekannt hatte, machte er sich, als das Leben zu Ende ging, eine eigene Unsterblichkeitlehre zurecht. Als ich zum ersten Male das Goethehaus sah, erschrak ich geradezu über Goethes Sammeln bis zum Lebensende ohne jede Entmuthigung, und damals erschien mir Goethes Lebensmuth als eine seiner merkwürdigsten Eigenschaften. Denselben Eindruck hat man beim Lesen der Briefe, besonders bei dem Briefwechsel mit Zelter. Um so merkwürdiger sind die Anwandlungen von *Taedium vitae* in der Jugend. Rückblickend kann man sagen, dass bei der Macht des Lebenstriebes in Goethe auch damals keine ernstliche Gefahr bestanden habe.

Nahrungstrieb. Goethe war Zeit seines Lebens ein starker Esser, eine Sache, die gar nicht so gleichgiltig ist, wie Manche denken. Er freute sich auch,

*) (Ihn hat Vimont als Grundkraft bezeichnet und zuerst im untersten Theile des Schläfenlappens localisirt.)

Das Geistige.

wenn es etwas Gutes gab, aber er war nie ein Feinschmecker, und er hat zeitweise so dürftig gelebt (vgl. die Berichte über sein Essen in Jena), dass es einen rührt.

Goethe war auch ein starker Weintrinker. Trotz der mehrfach von ihm ausgesprochenen Erkenntnis, dass der Wein ihm schade, kehrte er doch immer wieder zu dem verführerischen Getränk zurück, und nach der italienischen Reise machte er sich auch keine Scrupel mehr. Er versetzte sich zuweilen absichtlich in leichte Betrunkenheit (vgl. z. B. den Bericht Rehbeins über den „Spitz“ am 27. August 1818). Wahrscheinlich ist Goethes Nierenleiden eine Folge des Trinkens; wahrscheinlich auch ist an der Sterblichkeit seiner Kinder und an der Mangelhaftigkeit des überlebenden Sohnes Goethes Weintrinken nicht ohne Schuld.

Andere Genussmittel wies er zurück. Er hat zwar zeitweise Kaffee und Thee getrunken, aber er liebte diese Getränke nicht, und er sagt ihnen, wie es Alkoholtrinker gern thun, allerhand Böses nach. Den Tabak verabscheute er.

Geschlechtstrieb. Nachgewiesen ist geschlechtlicher Verkehr in Leipzig, in Rom und mit Christiane. Das Andere weiss man nicht. Es liegt jedoch kein Grund vor, anzunehmen, Goethes Geschlechtstrieb im engeren Sinne des Wortes sei besonders stark gewesen, etwa so, wie er es beim Herzog war. Vielmehr scheint es mir, wenn ich alles zusammenfasse, dass Goethe im Geschlechtsverkehre immer mässig gewesen

Geschlechtstrieb.

sei, dass gehässige Andeutungen, wie die Herders, zurückzuweisen seien. *)

Dagegen war offenbar der Geschlechtstrieb bei Goethe in dem Sinne ausserordentlich stark, dass er nicht ohne Weiber leben konnte. Wir finden da alle Grade von ruhiger Freundschaft bis zu leidenschaftlicher Verliebtheit. Wenn jedoch von Freundschaft geredet wird, so hat man immer etwas erotisches Gewürz hinzuzudenken, denn sobald wie das Weib keinen Reiz mehr ausübte, zog sich Goethe zurück, oder er änderte doch seine Art, wenn seine Güte oder seine Dankbarkeit oder andere Rücksichten ihn zur Fortsetzung des Verkehres veranlassten. Aeltere Damen fanden ihn manchmal langweilig, und er sagte selbst, dass er sich mit ihnen gar nicht gern befasse. Die eigentlichen Liebschaften traten, wie es früher erörtert worden ist, periodisch auf, aber kleinere Neigungen fehlten fast nie ganz, und auch erloschenen Leidenschaften folgte noch eine Zeit der Zärtlichkeit. Der Drang, seine Neigung herzlich zu äussern, scheint bei Goethe unerschöpflich zu sein. Am merkwürdigsten sind die Briefe an die Stein. Er überschüttet sozusagen seinen Gegenstand mit Blumen, bis die Leute glauben, er sei wirklich ein Rosenhügel. In den meisten Fällen hatte Goethe von seiner Liebe nichts; welcher Instinct trieb ihn also dazu? Er brauchte zu-

*) Vielleicht ist als eine Art von Ventil der Sinnlichkeit die recht auffallende Vorliebe für derbe, ja zuweilen etwas unfläthige Ausdrücke anzusehen. Sie ist zwar nur zeitweise vorhanden, kommt aber doch immer wieder.

Das Geistige.

nächst einen Spiegel. Am 8. November 1777 schreibt er an die Stein, er habe wunderliche Gedanken gehabt, „unter anderem ob ich Sie auch wirklich liebe oder ob mich Ihre Nähe nur wie die Gegenwart eines so reinen Glases freut, darin sichs so gut sich bespiegeln lässt.“ Der Verkehr machte ihn productiv, aber der männliche Verkehr konnte nicht soviel leisten wie der weibliche, weil zur dichterischen Productivität eine leichte erotische Erregung nöthig ist. Das Weib gab ihm nichts, aber er konnte mehr geben, wenn er das Weib vor sich hatte. Die Verliebtheit des Dichters ist also ein Kunstgriff der Natur; er ahnt zuweilen den Zusammenhang, giebt sich aber doch meist unwillkürlich dem Triebe hin. Die Weiber machen sich um die Poesie verdient, nicht wenn sie dichten (Goethe hasse die dichtenden Frauen, sagte Caroline v. Egloffstein), sondern wenn sie den Dichter lieben. Die kleine Becker wollte Goethen gern besitzen, er fühlte sich „leidenschaftlich hingezogen“, beherrschte sich aber und liess sich nichts merken. Trotzdem verdanken wir der Verliebtheit der Kleinen die schöne Elegie „Euphrosyne“. Man hat von Goethes Treulosigkeit gesprochen. Er war treu, soweit wie ein redlicher Mann in seinen Verhältnissen es sein konnte. Man könnte höchstens sagen, er hätte sich nicht so leicht hingeben sollen. Aber dann wäre er eben nicht Goethe gewesen und hätte nicht das leisten können, was er geleistet hat. Ist es nicht besser, dass um der Thränen willen, die ein paar Frauenzimmerchen vergossen haben, Hunderttausende erfreut worden sind? Ueberhaupt giebt

Das Weibliche in Goethe.

es eigentlich nur einen Fall, wo man Goethe tadeln kann, dass er nicht rechtzeitig Einhalt gethan habe, nemlich in Sesenheim. Aber dass er das gute Mädchen gleich hätte heirathen sollen, das kann doch kein vernünftiger Mensch verlangen. Im übrigen hat er gethan, was er thun konnte, denn die Leidenschaft unverändert zu erhalten, stand nicht in seiner Macht.

Sein starkes geistiges Geschlechtsbedürfniss führte Goethe dahin, sich das Ideal als weiblich vorzustellen und als Dichter das Weib zu verherrlichen. Man kann aber nicht sagen, dass der Geschlechtstrieb ihn blind gemacht habe. Denn mochte er auch dieses oder jenes Weib überschätzen, wie es ihm mit der Stein ging, so behielt er doch immer ein kühles Urtheil über das Geschlecht im Ganzen und wusste das wirkliche Weib sehr wohl von dem idealen Weibe zu unterscheiden.

Wie im Körperlichen, so ist auch im Geistigen der Mann nicht absolut Mann, vielmehr giebt es Grade der Männlichkeit, und die Männlichkeit nimmt in dem Maasse ab, wie ein Mann weibliche Züge zeigt. Es ist nicht zu verkennen, dass bei Goethe solche Züge vorhanden sind: seine grosse Kinderliebe, seine grosse Neigung zu Gesprächen, sein instinctives Verständniss für weibliche Art, seine Friedfertigkeit, das „Conciliante“ seiner Natur, seine Abneigung gegen Politik und vielleicht noch manches Andere. Man denke auch an die weichen Formen des Unterkiefers.*)

*) Vgl. meinen Aufsatz „Goethe und die Geschlechter“, das 6. Heft der Beiträge zu Lehre von den Geschlechtsunterschieden (1903).

Das Geistige.

Die **Kinderliebe** war bei Goethe sehr gross. Von der Jugend bis zum höchsten Alter zeigte er sich als Kinderfreund; er sucht die Kinder auf, widmet sich ihnen, erträgt sie mit grosser Geduld. Als Kind arbeitet er für den kleinen Bruder, in Wetzlar ist er der Freund der Buffischen Knaben, wie ein Vater sorgt er für Fritz Stein, innige Zärtlichkeit widmet er dem eigenen Kinde („grüsse das gute Kind“ ist eine stehende Formel) und später den Enkeln. *)

Es befremdet, so wenig von Thierliebe zu hören. Indessen fehlte wohl die Anregung. Auf jeden Fall war Goethen jede Härte gegen die Thiere fremd. Im Anfange betheiligte er sich zuweilen an den Jagden des Herzogs, aber bald wollte er nichts davon wissen. Dass er wirklich Abneigung gegen die Hunde gehabt habe, glaube ich nicht. Der Herzog kränkte mit seinen Hunden die von Goethe im Stillen geliebte Herzogin, daher kam wohl der Aerger. Stocks Windspiel in Leipzig war sein Liebling. Von dem Pudel bei der Campagne 1792 erzählt er freundlich. In seinen Novellen spielen mehrmals Hunde eine Rolle. Mit lebhaftem Interesse lässt er sich von Eckermann über das Treiben der Vögel berichten, und als dieser die Fürsorge der Grasmücken für ein verlassenes Vögelchen schilderte, hat er das schöne Wort gesprochen: „Närrischer Mensch! wenn Ihr an Gott glaubtet, so würdet Ihr Euch nicht verwundern.“

*) Genaueres in Karl Muthesius, Goethe ein Kinderfreund. Berlin 1903.

Freundschaft.

Freundschaft, Attachement. Dass es einen ursprünglichen Trieb zur Freundschaft im eigentlichen Sinne gebe, das kann ich nicht recht glauben, aber der Grad des Bedürfnisses nach Attachement, das Verlangen nach dem Zusammensein und der Intimität mit anderen Menschen ist in der That ein Charakterzug, der dem einen Menschen zukommt, dem anderen nicht. In gewissem Grade haben alle jungen Menschen dieses Freundschaftbedürfniss, aber so stark wie Goethe doch nicht oft. Bei allem, was er thut, denkt er an einen intimen Kreis, für „die Freunde“ allein arbeitet und dichtet er, denn das Publicum ist „eine Heerd Schwein“. „Liebt mich“ ist eine Schlussformel der Jugendbriefe. Auch später war Goethe einer der geselligsten Menschen. Immer findet er Zeit zu geselligem Beisammensein, zu Gesprächen und Briefen. Manchmal möchte man seine Freude an der Geselligkeit geradezu als weiblichen Zug bezeichnen. Im Alter spricht er oft von seiner Einsamkeit, und sieht man dann im Tagebuch nach, so sind eine Menge Menschen dagewesen. Er spricht stundenlang ohne jede Ermüdung, ja ganze Nachmittage kann er verplaudern.

Vor allem suchte er im Gespräche Belehrung, und mündliche Förderung war ihm lieber als Bücherbelehrung. „Seht liebe Kinder, sagte er am 6. März 1818 zu v. Müller und Julie von Egloffstein, was wäre ich denn, wenn ich nicht immer mit klugen Leuten umgegangen wäre und von ihnen gelernt hätte? Nichts aus Büchern, sondern durch lebendigen Ideentausch, durch

Das Geistige.

heitere Geselligkeit müsst ihr lernen.“ Diese Vorliebe für die *viva vox* hängt doch sichtlich mit dem Triebe zur Geselligkeit zusammen. Offenbar regt gesellige Menschen das Gesprochene und noch mehr das Wechselgespräch viel mehr an als das Lesen, fördert ihre eigene Thätigkeit mehr. Förderung aber ist das, was Goethe überall verlangt. Der Gegenwärtige gewährte sie ihm in der Regel, der Abwesende nur manchmal. Damit mag zusammenhängen, dass es bei Goethe manchmal zu heissen scheint: aus den Augen, aus dem Sinn. Ist der lebendige Zusammenhang gestört, so nimmt das Interesse rasch ab, das Gegenwärtige hat immer Recht.

An die Freunde darf man wohl die Verwandten anschliessen. Da ist Eins, das ich nicht verstehe, das Verhältniss zur Mutter nemlich. Er wird sie lieb gehabt haben, gewiss, aber er hat es ihr doch recht wenig gezeigt. Als Student schreibt er gar nicht an sie, von Weimar aus recht selten. Für sie ist er der Hätschelhans, aber seine Briefe sind ernst und gemessen, durchaus nicht zärtlich. Auch sein Verhalten gegen die Schwester nach ihrer Verheirathung hat etwas Räthselhaftes.

Der **Heerdensinn** ist ein sehr wichtiges Organ der Seele. Durch ihn folgt der Einzelne dem grossen Haufen, unterwirft er sich der Autorität, dem Herkommen und der Mode, durch ihn entsteht die Politik, entstehen Parteien, Genossenschaften, Vereine u. s. w. Wer ihn nicht hat, ist Individualist, Eigenbrätler, geht seine eigenen Wege und ist im Grunde immer allein.

Heerdensinn. Muth.

Goethe hatte offenbar sehr wenig Heerdensinn. Er war durch und durch Individualist und interessirte sich auch nur für das Individuum. Wie andere seiner Art hatte er wenig Respect vor Geschichte und Politik, vor Zeitgeist und öffentlicher Meinung, und vieles, das der Menge werth ist, war ihm „ein verworrener Quark“. Ein Mann seiner Art kann sein Vaterland lieben, aber ein Hurrah-Patriot kann er nicht sein, und er kann auch nicht im patriotischen Interesse das Erste und Wichtigste sehen. Fasst man den Mangel an Heerdensinn richtig auf, so versteht man Vieles in Goethes Natur. Ob seine Eigenart zu loben oder zu tadeln sei, darauf kommt es nicht an, sondern darauf, einzusehen, dass sie organisch bewirkt war. Schliesslich wird Der, der ähnlich organisirt ist, Goethen verstehen und ihm gleich fühlen, die „Normalen“ aber werden immer unzufrieden sein.

Natürlich wäre es ein grobes Missverständniss, wollte man in viel Attachement und wenig Heerdensinn einen Widerspruch sehen. Gerade die Beschränkung auf intime Kreise stimmt mit der Abneigung gegen Anschluss an die Menge zusammen.

Muth. Ueber den Muth eines Menschen ist schwer zu urtheilen. Muth im Sinne von Raufsinn hat Goethe sehr wenig; sieht man von einigen Muthwilligkeiten der Jugend ab, so erscheint er durchaus als ein Mann des Friedens, als eine irenische, oder, wie er sich ausdrückt, conciliante Natur. Wenigstens gilt das von seiner Stellung im Leben. In der Literatur verurtheilte er zwar theoretisch die Polemik, doch

Das Geistige.

konnte er sich selbst, wie die Xenien und die Kritik Newtons zeigen, in negativer Kritik auszeichnen.

Neben dem angreifenden Muthe, der die Gefahr aufsucht, steht der erdulden, wenn man will die Tapferkeit, d. h. das Bestehen der Gefahr. Goethe hat wiederholt Gelegenheit gehabt, sich als tapfer zu zeigen, z. B. im Seesturm, im Kugelregen. Er konnte sich im Kugelregen ruhig beobachten, und seine Schilderung ist, soviel wie ich weiss, die einzige dieser merkwürdigen Empfindungen.

Der sogenannte moralische Muth hat mit dem echten Muthe keine nähere Beziehung; er gehört theils zum Stolze, theils zum Individualismus.

Thätigkeit. Was Gall Zerstörungstrieb (Würge-sinn, Instinct carnassier) nannte, haben die Späteren als Trieb zur Thätigkeit bezeichnet. Auf jeden Fall ist die Art, wie er handelt, für den Menschen charakteristisch. Zweierlei ist hier zu besprechen: der Thatendrang und die Heftigkeit Goethes. Seine unsägliche Thätigkeit, seine Unermüdlichkeit, der gänzliche Mangel an Faulheit, die Unfähigkeit zum dolce far niente, darüber erstaunt der Beobachter Goethes immer von neuem. Von der Kindheit bis zum Tode ist er eigentlich nie müssig gewesen, ja mit jedem Jahre scheint der Eifer zu wachsen; je kostbarer die Zeit wird, um so mehr nutzt er sie aus. Man könnte glauben, diese Fülle der Thätigkeit sei dasselbe wie der starke Lebenstrieb. Es ist aber nicht so. Manche Menschen entwickeln eine ausserordentliche Thatkraft, aber der Lebenstrieb ist nicht stark. So war z. B. Byron. Solche, die

Heftigkeit. Maasslosigkeit.

lebenshungrig, aber faul sind, kommen natürlich noch viel häufiger vor. Goethe selbst schildert sich sehr gut. So schreibt er am 3. Dec. 1781 an Knebel: „Das Bedürfniss meiner Natur zwingt mich zu einer vermanichfaltigten Thätigkeit, und ich würde in dem geringsten Dorfe und auf einer wüsten Insel eben so betriebsam seyn müssen um nur zu leben.“

Die Heftigkeit scheint zwar mit der Arbeitsamkeit nicht direct zusammenzuhängen, sie ist aber auch ein Modus des Handelns, und ich bespreche sie hier, weil ich sie sonst nicht unterzubringen weiss. Eins der ersten Bekenntnisse Goethes lautet: „Einer meiner Haupt Mängel ist, dass ich etwas heftig bin.“ Die Leidenschaftlichkeit Goethes ist so vielfach bezeugt, dass ich hier von Weiterem absehen kann. Es gelang ihm bekanntlich in der Regel, sich zu beherrschen, aber auch im Alter brach die Heftigkeit noch manchmal durch. Man muss darunter nicht bloss Aerger und Zorn verstehen, sondern das Ueberwältigtwerden durch Eindrücke, das leidenschaftliche Ergriffensein, mag es sich um Abscheu, Rührung oder Freude handeln.

Nahe verwandt mit der Heftigkeit ist die Maasslosigkeit, die Neigung zum Superlativ. Goethe wendet z. B. auch den Superlativ an, wenn er von seiner Maasslosigkeit spricht: „Wollte ich mich ungehindert gehen lassen, so läge es wohl in mir, mich selbst und meine Umgebung zu Grunde zu richten.“ Er liess sich freilich nicht gehen, sondern arbeitete unermüdlich an sich selbst, ja er schoss wohl in seinem Streben nach Gemessenheit oft über das Ziel hin-

Das Geistige.

aus. Später zeigt sich die Neigung zum Superlativ in harmloser Weise bei einzelnen Uebertreibungen, die den Leser verblüffen. So sagt er von Linné, er habe nach Shakespeare und Spinoza die grösste Wirkung auf ihn gehabt, was wir, trotz des imponirenden Eindrucks von Linnés botanischer Philosophie, nicht zu glauben brauchen. So sagt er einmal, Lili allein habe er wirklich geliebt. So nennt er seinen Hausarzt Vogel einen der genialsten Menschen, die ihm vorgekommen seien.

List und Schlaueit. List und Schlaueit können bei Goethe nicht gerade gross gewesen sein, aber er ermangelte doch nicht ganz der diplomatischen Talente. Interessant ist, wie er im Briefwechsel sich Jedem anders darstellt. Auch wäre es ihm nicht gelungen, die Menschen so zu führen und gesellschaftliche Schwierigkeiten so zu überwinden, wie er es gethan hat, wenn er es nicht verstanden hätte, mit verhaltener Klugheit zu Werke zu gehen. Doch war er im Ganzen der Lüge durchaus abgeneigt und in jüngeren Jahren bis zur Naivetät zutraulich.

Erwerbsinn. Der Erwerbsinn war recht gering. Er selbst hat stolz auf seine Uneigennützigkeit hingewiesen, und Alle haben ihm Recht gegeben. „Einen Parvenü wie mich konnte bloss die entschiedenste Uneigennützigkeit aufrecht erhalten. Ich hatte von vielen Seiten Anmahnungen zum Gegentheil; aber ich habe meinen schriftstellerischen Erwerb und zwei Drittel meines väterlichen Vermögens hier zugesetzt und erst mit 1200 Thaler, dann mit 1800 Thaler bis

Erwerbsinn. Eitelkeit.

1815 gedient“ (Gespr. 31. 3. 1823). Am 19. 9. 1816 schreibt er an seinen Sohn: „Ich habe in meinem Leben viel, vielleicht mehr als billig, für andre gethan, und mich und die Meinigen dabey vergessen.“ Es ist richtig, dass seine Verhältnisse ihn nicht nöthigten, den Sinn auf das Erwerben zu richten. Aber das macht es nicht. Unzählige haben es auch nicht nöthig und thun es doch. Sagt man, Goethe habe Besseres zu thun gehabt, so ist das richtig, aber Einer mit viel Erwerbsinn hätte eben doch Zeit gefunden, für sich zu sorgen, ut exempla docent. Dass er sich im späteren Leben gegen Uebervortheilung durch die Buchhändler wehrte, ist kein Zeichen von Erwerbsinn. Er wusste, was seine Sachen werth waren, und er brauchte das Geld recht nöthig.

Gering war ferner bei Goethe die **Eitelkeit**, d. h. die Werthschätzung des Lobes. So sehr er wünschte, seinen Freunden zu gefallen und auf das Ganze zu wirken, so wenig kümmerte er sich um das Publicum.

Am 30. 1. 1812 schreibt er an Rochlitz über die langsame Wirkung seiner Werke seit zwanzig Jahren. „Eine solche Langmuth ist nur dem zuzumuthen, der sich bey Zeiten den *dédain du succès* angewöhnt, welchen die Frau von Stael in mir gefunden haben will. Wenn sie den augenblicklichen leidenschaftlichen *Succès* meint, so hat sie recht. Was aber den wahren Erfolg betrifft, gegen den bin ich nicht im mindesten gleichgültig; vielmehr ist der Glaube an denselben immer mein Leitstern bey allen meinen Arbeiten.“

Bezeichnend ist auch, wie die Ernennung zum Ge-

Das Geistige.

heimen Rath auf ihn wirkt: „Der Wirbel der irdischen Dinge auch allerley anstossende Persönliche Gefühle griffen mich an.“ Später schätzte er die Ehrenbezeugungen, wie Adel, Titel, Orden, aber nach ihrem Werthe, d. h. als Dinge, die einem manchen Vortheil im Leben gewähren und einem über manches weghelfen.

Dagegen war Goethes **Stolz** sehr gross, d. h. er hatte von vornherein ein deutliches Bewusstsein seines Werthes. Die Mutter erzählt von dem siebenjährigen Knaben, er habe den Beistand der Sterne verlangt und auf die Bemerkung, andere Leute müssten auch ohne die Sterne fertig werden, erwidert: „Mit dem, was anderen Leuten genügt, kann ich nicht fertig werden.“ An die Stein schreibt er einmal, wenn man ihm eine Krone aufgesetzt hätte, wäre er gar nicht verwundert gewesen. Auch sonst spricht er oft ganz unbefangen und ohne jeden Hochmuth aus, er wisse, wer er sei. Mit diesem schönen Stolze verträgt sich sehr wohl die Bescheidenheit, die jedes Besserwissen oder Besserkönnen in diesem und jenem Fache freudig anerkennt, und die Nachsicht, mit der er sich von manchen Menschen, z. B. von Herdern, sehr viel gefallen liess.

Stolz führt leicht zu Herrschsucht, und von dieser war wohl auch Goethe, wenigstens in den späteren Jahren, nicht ganz frei. Schon 1764, in jenem Briefe an Ysenburg v. Buri, nennt er als zweiten Fehler: „Ferner bin ich sehr an das Befehlen gewohnt.“ Im Alter nannten ihn die weniger Wohlwollenden zuweilen den Tyrannen von Weimar. Es wird nicht so schlimm gewesen sein, aber eine strenge Herrschaft

Hartnäckigkeit. Bedachtsamkeit.

übte er thatsächlich nicht nur im Theater, wo es wohl nöthig war, sondern auch sonst aus, wie zum Beispiele die Damen der sogenannten Mittwochabende klagend betheuert.

Zum Herrschen gehört ein fester Wille, und den hatte Goethe. Er beherrschte nicht nur andere, sondern auch sich selbst, und er hatte überdem einen langen Willen, also das, was man **Hartnäckigkeit** nennt. Goethe spricht in wunderlicher Weise von „dem Absoluten seines Charakters“, es sei ihm in allen Lagen seines Lebens sehr zu statten gekommen; „ich konnte Vierteljahre lang schweigen und dulden wie ein Hund, aber meinen Zweck immer fest halten; trat ich dann mit der Ausführung hervor, so drängte ich unbedingt mit aller Kraft zum Ziele, mochte fallen rechts und links, was da wollte“ (Gespräch am 31. März 1823). Sieht man die vielen unvollendeten Stücke, die unausgeführten Pläne in seinen Werken an, so könnte man denken, Goethe sei unstät und schwankend gewesen. Aber es handelt sich da um dichterische Aufgaben, und er wusste, dass er dabei mit dem bewussten Willen nichts ausrichten konnte. Alles andere führte er streng durch, und seine Farbenlehre z. B. ist ein Beweis bewunderungswürdiger Hartnäckigkeit.

Bedachtsamkeit, Vorsicht, Sorglichkeit hatte Goethe ziemlich viel. Rasche Entschliessungen waren ihm zuwider; es sollte alles erst reiflich bedacht werden, und zuweilen konnte man ihn Cunctator nennen.*)

*) Sie werden es sehen, wenn Sie, bey unserer Bekannt-

Das Geistige.

Eins konnte Goethe: er konnte schweigen, in geradezu unheimlicher Weise schweigen. Von all dem Jammer seines Hauses z. B. schweigt er in Tagebüchern und Briefen. Kaum dass da oder dort eine kleine Andeutung zum Vorschein kommt. Er sagt nichts Falsches, er geht stumm über das Schlimme weg und lobt, wo er irgend loben kann. Nie klagt er über seinen Sohn, über die Wirrnisse in dessen Ehe; nur ein paarmal glaubt man im Tagebuche ein Stöhnen zu hören (z. B. unter 2. 4. 1827: „ich schloss mich ein“). Er weiss alles und schweigt. So mag er in vielen Beziehungen gehandelt haben.

Im Anschlusse hieran kann man wohl die hypochondrische Neigung Goethes erwähnen. Nicht dass er sich Krankheiten eingebildet hätte, aber er beschäftigte sich doch recht viel mit seiner Gesundheit, nahm alle Störungen wichtig und curirte gern.

Religion oder Sinn für Verehrung. In dem hier gemeinten Sinne war Goethe durchaus ein religiöser Mensch. Er selbst hat sehr gut zum Canzler gesagt (am 28. März 1819): „Zuversicht und Ergebung sind die ersten Grundlagen jeder besseren Religion, und die Unterordnung unter einen höheren, die Ereignisse ordnenden Willen, den wir nicht begreifen, eben weil er höher als unsere Vernunft und unser Verstand ist.“ Die Verehrung des Unerforschlichen und die feste Zuversicht auf eine geistige Leitung der Dinge haben

schaft, eine Art Dunkelheit und Zaudern bey mir entdecken werden.“ (An Schiller, 27. 8. 1794).

Verehrung. Neigung zum Wunderbaren.

ihn nie verlassen. Wie hoch er von der Ehrfurcht dachte, das sieht man aus seinen Wanderjahren. Dass er sich keiner positiven Religion angeschlossen hat, ist richtig, er konnte es einfach nicht, weil er ein klarer Kopf war. Aber gerade dann, wenn die Urtheilskraft die überkommenen Formen zerstört hat, zeigt es sich, ob ein Mensch Trieb zur Religion hat, und nur Der, der das von den Thörichten im Lande viel verspottete Organ der Religion hat, wird in der Verneinung doch seinen Geist fromm zum Unerforschlichen richten, wie es Goethe gethan hat.

Ein Nebentrieb ist die Neigung zum Wunderbaren, Geheimnissvollen. Auch sie war bei Goethe in beträchtlichem Maasse entwickelt, und zwar in verschiedenem Sinne. Das Räthselhafte zog ihn an, und es scheint, dass er sich manchmal mit Gewalt davon zurückgehalten habe, in das lockende Dunkel einzutreten. Wahrscheinlich hat er auch Eigenschaften gehabt, die man gewöhnlich als mediumistische bezeichnet: Ahnungen, Fernwirkungen und anderes birgt dies Gebiet. An etwas „Uebernatürliches“ (alberner Ausdruck!) wird er nicht geglaubt haben, er wusste aber, dass es Zusammenhänge giebt, von denen wir nicht viel wissen, und er war weit entfernt von der Platitude der dünkelfhaften Gesellen, die alles verstehen.

Sodann hatte Goethe eine eigenthümliche Neigung zum Geheimniss-Machen, zu räthselhaften Ausdrücken und Wendungen, zu Verhüllungen, Verkleidungen, Mystificationen, eine Neigung, die sein Leben lang anhielt und offenbar in seiner Organisation begründet war.

Das Geistige.

Güte. Dass Goethes Güte gross gewesen, darüber ist bei Verständigen nur Eine Stimme. Er war neidlos, hilfreich und gut. Die kleinen Leute liebten ihn. Man hat ihn einen Egoisten gescholten, weil er dafür gesorgt hat, dass er sein Werk vollenden konnte. Als ob es besser gewesen wäre, wenn er den Heiligen gespielt hätte, der er doch nicht sein konnte. Wenn alle Leute solche Egoisten wären wie Goethe, dann sähe die Welt erfreulicher aus!

Hass und Feindschaft waren Goethe eigentlich fremd. Er konnte zürnen, scharf verurtheilen, und seine Abneigung gegen die als schlecht Erkannten war dauerhaft. Aber auch dabei hatte er nur sachliche Motive, nie persönliche.

Etwas Merkwürdiges, schwer Fassbares ist die Eigenschaft, die wir Liebenswürdigkeit nennen. Sie muss Goethe in sehr hohem Grade besessen haben, denn er konnte die Männer ebenso wie die Weiber bezaubern. Man kann vielleicht sagen, dass Der als liebenswürdig erscheint, der den Anschein von Herzengüte mit Grazie und Lebhaftigkeit verbindet, und Der am meisten, bei dem wirkliche Herzengüte zu Grunde liegt.

Witz. Goethe war gern heiter, liebte Spässe, Neckereien, aber Witz im eigentlichen Sinne des Wortes hatte er wenig. Seine Scherze kommen einem etwas frostig vor, und ich kann mich keiner Stelle erinnern, die mich zum Lachen gebracht hätte. Auch scheint er wenig Sinn für das Witzige gehabt zu haben. Am 6. Juni 1824 sagte er gar zu dem Canzler, die Humoristen hätten kein Gewissen.

Abstractes Denken. Urtheilskraft.

Auch der **Sinn für abstractes Denken** war bei Goethe nicht gross. Er flüchtete sich immer zum Anschaulichen, und wenn er einmal auf abstracte Erörterungen einging, so war er dabei nicht gerade glücklich. Dass er desshalb kein Talent zum Philosophen gehabt habe, ist nicht richtig; er war vielmehr ein besserer Philosoph als Viele, die so heissen. Immerhin ist hier eine Schranke seines Wesens gegeben.

Urtheilskraft. Da man doch einen Namen haben muss, wähle ich den der Urtheilskraft für die eigentlichen intellectuellen Fähigkeiten, und ich lasse es dahingestellt sein, inwieweit Unterabtheilungen berechtigt sein möchten. Urtheilen heisst verbinden und trennen nach Aehnlichkeit auf Grund von Beobachtungen. Wie schon bei Besprechung der Stirn gesagt wurde, ist die Grösse der Urtheilskraft Goethes grösster Vorzug. Zusammen mit dem ausserordentlichen Thätigkeitstribe ist sie das eigentliche Merkmal des practischen und wissenschaftlichen Goethe, und diese Eigenart zusammen mit dem Dichtergeiste macht den Dichter Goethe.

Das Beobachten von Natur und Menschen war von Anfang an Goethes Freude. Dass er später seine Neigung bestimmten Naturgegenständen (Steinen, Knochen, Pflanzen, Farben) zuwandte, das hing wohl von den äusseren Umständen ab. Hätte er nicht treu und sorgfältig das menschliche Wesen beobachtet, so hätte er nicht die Fülle naturwahrer Gestalten vor uns hinstellen können, die uns in seinen Werken erfreuen. Bemerkenswerth ist auch sein Interesse für

Das Geistige.

Physiognomik und die freundliche Theilnahme, die er Gall entgegenbrachte. War nun Goethe das, was man einen Menschenkenner nennt? Man wird die Frage mit Recht bejahen, und doch ist dabei einiges, das man schwer versteht. Oft scheint Goethe Personen zu überschätzen. Die Art und Weise z. B., wie er den Kunst-Meyer herausstreicht, erweckt gerechtes Befremden. Doch blieb er sich da wenigstens gleich. In seinem Verhältnisse zu Lavater aber wird maasslose Ueberschätzung von ungerechter Missachtung abgelöst. Als er den Herzog in die Schweiz führt, ist Lavater der Glanzpunct der Reise, und einige Jahre später ist aus dem herrlichsten Menschen ein Betrüger geworden. Ich gestehe, dass hier mein Verständniss aufhört. Begreiflicher sind Fehlgriffe dem anderen Geschlechte gegenüber. Wenn Goethe die Stein so lange unrichtig beurtheilte, so wollte er im Grunde den Schein und stellte unwillkürlich sein Phantasiebild an die Stelle der klugen Coquette.

Goethes **Ortsinn** war, soweit wie man es beurtheilen kann, gut entwickelt.

Dass es einen besonderen **Ordnungssinn** gebe, dafür kann gerade Goethe als Beleg dienen. Es handelt sich da offenbar um ein Erbtheil vom Vater, um einen Hang, der mit den Jahren immer deutlicher hervortrat. Die Liebe zur Ordnung zeigte sich im Kleinen und Aeusserlichen, er duldete nicht, dass ein Buch schief lag; sie spielte im Leben eine wichtige Rolle, denn er hat einen beträchtlichen Theil seiner Zeit auf das Ordnen von Sammlungen und Papieren (Actenhefte

Mimik. Dichtersinn. Sprachengabe.

bei jeder Gelegenheit!) gewendet; sie beherrschte ihn in einem höheren Sinne, sodass er lieber Ungerechtigkeit als Unordnung haben wollte.

Von den Talenten im gewöhnlichen Sinne des Wortes war das **mimische Talent** offenbar ziemlich stark. Als Theaterdichter, als Schauspieler, als Vorleser, als Theaterdirector und als Regisseur hat sich Goethe der Mimik gewidmet. Das Nähere ist bekannt.

Ueber Goethes **Dichtersinn** viel Worte zu machen, ist nicht angebracht. Nur das will ich betonen, dass zwei Thätigkeiten im Dichter vereinigt sind: das Erdichten oder die dichterische Phantasie, die Personen, Handlungen, Bilder hervorbringt, und das Vermögen, durch die Art der Wortfügung starke Gefühle zu erwecken. So reich Goethes dichterische Phantasie war, noch grösser scheint mir der Zauber seiner Sprache zu sein. In der Süßigkeit, die manche einfache Verse Goethes haben, steckt etwas, das der Verstand nicht auflösen kann. Der Dichter ist immer auch ein Sprachkundiger, denn die Sprache ist sein Handwerk. Sie ist durch dichterische Thätigkeit entwickelt worden, und der Dichter selbst bildet sie weiter. So muss es Beziehungen zwischen dem poetischen und dem **philologischen Talente** geben, und doch sind beide getrennt, denn die Sprachengabe kommt auch ganz unpoetischen Leuten zu. Mag das Tiefere im Dunkeln bleiben, auf jeden Fall sind die Menschen sehr verschieden in ihrem Verhalten zu fremden Sprachen: Der Eine lernt leicht und interessirt sich für alles

Das Geistige.

Sprachliche, der Andere verhält sich entgegengesetzt. Zweifellos hatte Goethe gute Anlagen für Sprachen, denn obwohl sein Unterricht etwas lückenhaft gewesen zu sein scheint, hat er sich ohne sonderliche Mühe des Französischen und des Italienischen bemächtigt, hat er Englisch, Lateinisch, Griechisch wenigstens gut verstanden.

Höchst merkwürdig ist Goethes Verhältniss zur **bildenden Kunst**. Man könnte es als Vorbild einer unglücklichen Liebe bezeichnen. Kein Ritter hat seiner Herrin mit heisserer Liebe, treuer und geduldiger gedient, als Goethe der Kunst. Man sollte glauben, dass einem so leidenschaftlichen und dauerhaften Verlangen auch ein Vermögen entsprechen müsste, aber es ist nicht der Fall. Die Leistungen Goethes waren bekanntlich trotz aller Mühe höchst kümmerlich, aber auch sein Kunsturtheil lässt doch recht viel zu wünschen übrig. Er zeigt sich schwankend, einseitig, von Anderen abhängig. Man lese nur aufmerksam die italienische Reise, man denke an das Lob der Meyerschen Leistungen, an die Werthschätzung Hackerts u. s. w. u. s. w. Was Schadow über die Weimarische Kunstpflege gesagt hat, dass ist leider nur allzuwahr. Während im handwerkemässigen Betriebe zu Goethes Zeit noch die gute Tradition herrschte, war in der hohen Kunst der gute Geist abhanden gekommen. Es ist, als ob die Atmosphäre der Geschmacklosigkeit, in der Goethe leben musste, verdorrend auf ursprünglich gute Anlagen gewirkt hätte. Denn Goethe brachte von Hause aus eine wunderbare optische Phan-

Bildende Kunst. Optische Phantasie.

tasie mit. Zuerst war sein optisches Gedächtniss sehr gut. Am 17. Mai 1826 sagte er: „Ich bin hinsichtlich meines sinnlichen Auffassungsvermögens so seltsam geartet, dass ich alle Umriss- und Formen aufs schärfste und bestimmteste in der Erinnerung behalte.“ Sodann hatten seine Erinnerungen so sinnliche Fülle, dass sie zuweilen an Hallucinationen erinnerten. Ich glaube nicht, dass Goethe je wirklich hallucinirt habe; die Erscheinung im hechtgrauen Anzuge und ähnliche Bilder sind offenbar nur Phantasievorstellungen. Endlich ist an das Spiel der Bilder zu erinnern. Goethe spricht über die phantastischen Gesichtserscheinungen Johannes Müllers. Er selbst könne das Thema der bei geschlossenen Augen vor dem Schläfe auftretenden Erscheinungen willkürlich angeben; dann erfolge scheinbar unwillkürlich, aber gesetzmässig und symmetrisch das Umgestalten. An anderer Stelle heisst es: „Ich hatte die Gabe, wenn ich die Augen schloss und mit niedergesenktem Haupte mir in der Mitte des Sehorgans eine Blume dachte, so verharrte sie nicht einen Augenblick in ihrer ersten Gestalt, sondern sie legte sich auseinander, und aus ihrem Innern entfalteten sich wieder neue Blumen aus farbigen, auch wohl grünen Blättern; es waren keine natürlichen Blumen, sondern phantastische, jedoch regelmässig wie die Rosetten der Bildhauer. Es war unmöglich, die hervorquellende Schöpfung zu fixiren, hingegen dauerte sie so lange, als mir beliebte, ermattete nicht und verstärkte sich nicht“ (zur Naturwissenschaft im Allgemeinen).

Das Geistige.

Der **Bausinn** oder die Anlage zu nützlichen Künsten war bei Goethe nicht gross. Er hat sich viel mit Architektur beschäftigt, seine Begeisterung für Palladio hat sogar etwas Fanatisches, aber man hat den Eindruck, als ob mehr das Poetische in den Bauwerken (wenn man so sagen darf) ihn angezogen hätte, wie er denn auch die Bilder eigentlich nur als Dichter ansah. Wo er selbst eingriff, war er nicht sehr glücklich, und das eigentlich Mechanische war ihm, wegen des Mangels an mathematischer Anlage, fremd.

Auch der **Tönsinn** oder die musikalische Anlage war nicht gross. Goethe hatte Freude an der Musik, und er hat sich sein Leben lang mit Musik und Musikern viel beschäftigt, aber auf ein tieferes Eindringen deutet nichts. In Strassburg nahm er Unterricht im Violoncell-Spielen, es scheint aber nicht lange gedauert zu haben. Am 13. Juni 1796 schreibt er selbst: „Musik kann ich nicht beurtheilen.“ Aehnlich 1804 an Zelter: „Musik kann ich nicht beurtheilen, denn es fehlt mir an Kenntniss der Mittel, deren sie sich zu ihren Zwecken bedient; ich kann nur von der Wirkung sprechen, die sie auf mich macht, wenn ich mich ihr rein und wiederholt überlasse“; und 1805: „Ich kenne Musik mehr durch Nachdenken als durch Genuss und also nur im Allgemeinen.“ Das „Nachdenken“ bezieht sich wohl auf sein Interesse an Akustik und einzelnen musiktheoretischen Fragen. Am 2. Mai 1820 heisst es: „Und so verwandle ich Ton- und Gehörloser, obgleich Guthörender jenen grossen Genuss in Begriff und Wort.“ Der Nutzen, den die Musik Goethen ge-

Tonsinn. Mathematische Anlage.

bracht hat, scheint darin zu bestehen, dass sie ihn in einen Zustand veränderten Bewusstseins versetzte, in dem ihm Gedanken, und besonders poetische Wendungen, leichter zuströmten. Von der intensiven Freude, die er an Bildern und plastischen Werken empfand, ist bei der Musik gar keine Rede. Am 6. Nov. 1827 sagt er z. B., die „Zauberflöte“ sei ihm übel bekommen, die bildende Kunst aber mache ihn immer glücklich.

Ein wirklicher Defect ist Goethes Mangel an **mathematischer Anlage**. „Niemand kann zahlen-scheuer seyn als ich“, schreibt er am 12. Dec. 1812 an Zelter. Im Jahre 1786 hat er einen Versuch gemacht, sich mit der Algebra zu befreunden, aber bald heisst es: „soviel merke ich es wird historische Kenntniss bleiben und ich werde es zu meinem Wesen nicht brauchen können, da das Handwerk ganz ausser meiner Sphäre liegt.“ Am 25. 11. 1808 schreibt er an Knebel, Dr. Werneburg bringe „das Allerfremdeste, was in mein Haus kommen kann, die Mathematik an meinen Tisch“; jedoch dürfe er nur im alleräussersten Falle von Zahlen reden. Die landläufige Meinung ist, es könne einer lernen, was er wolle, und Goethe habe eben von der Mathematik nichts wissen wollen, weil er sie nicht brauchte. In Wirklichkeit war Goethe der Mathematik unfähig, weil er so gut wie kein Organ dafür hatte, und diese Unfähigkeit war nicht gleichgiltig, sondern brachte ihm Schaden und Verdruss. Zum Dichten brauchte er freilich keine Mathematik, ein tieferes Eindringen in die Naturwissenschaft aber ist ohne sie nicht möglich, weil die physikalische Er-

Das Geistige.

klärung immer auf Grössenverhältnisse führt. Weil Goethe diese Richtung auf das Quantitative nicht verstand, konnte er sich in die Stellung der Physiker zur Optik nicht finden, und weil er Psychologie, Physiologie und Physik durch einander brachte, machte er die bittersten Erfahrungen seines Lebens. Damit sollen die Gleichgiltigkeit der Gelehrten gegen das Richtige in seiner Farbenlehre und ihr gemeines Todtschweigen nicht entschuldigt werden, wohl aber ist Goethes Einseitigkeit begreiflich aus der Eigenthümlichkeit seiner Organisation. Auf Grund seiner Erfahrungen fasste Goethe einen „Pik“ gegen Mathematik und Mathematiker, der manchmal zu wunderlichen Aeusserungen führte. So schreibt er am 28. Nov. 1811 an Zelter: „Die Mathematiker sind närrische Leute, und sind so weit entfernt auch nur zu ahnden worauf es ankommt, dass man ihnen ihren Dünkel nachsehen muss. Ich bin sehr neugierig auf den ersten der die Sache einsieht und sich redlich dabey benimmt: denn sie haben doch nicht alle ein Brett vor dem Kopfe, und nicht alle haben bösen Willen. Uebrigens wird mir bey dieser Gelegenheit immer deutlicher, was ich schon lange im Stillen weiss, dass diejenige Cultur, welche die Mathematik dem Geiste giebt, äusserst einseitig und beschränkt ist. Ja, Voltaire erkühnt sich, irgendwo zu sagen: j'ai toujours remarqué que la Géométrie laisse l'esprit ou elle le trouve. — Auch hat schon Franklin eine besondere Aversion gegen die Mathematiker, in Absicht auf geselligen Umgang, klar und deutlich ausgedrückt, wo er ihren Kleinigkeits- und Widerspruchsgeist unerträglich findet.“

Das Schema hat sich bewährt.

Somit wäre das Schema ausgefüllt. Ich sehe mich um, ob etwa noch nicht erwähnte Züge in Goethes Bilde vorhanden sein möchten, aber ich finde keine. Wenigstens scheint mir alles Wichtige erwähnt zu sein. Irre ich mich, so bleibe ich der Belehrung zugänglich. Vielleicht könnte man einzelne Kleinigkeiten noch beibringen. Goethe betont z. B. seine Abneigung gegen Bequemlichkeiten, gegen die prächtige Einrichtung der Wohnung, die ihn faul mache. Nur kann ich in solchen Dingen keine Charakterzüge sehen. Goethe war dermaassen an Einfachheit gewöhnt, dass der Prunk ihn störte. Wir haben kaum eine rechte Vorstellung von der spartanischen Schlichtheit, von dem Mangel alles Comforts in Goethes Umgebung. Wo er sich am besten befunden hatte, in seiner Giebelstube, in seinem Gartenhause, in seiner römischen Wohnung, in Knebels alter Stube u. s. w., da war es äusserst einfach, und mit der Erinnerung daran waren viele gute Erinnerungen verknüpft. Was Wunder, dass er dann von seinem Studirzimmer sagte: „Geringe Wohnung wie dieses schlechte Zimmer, ein wenig unordentlich, ein wenig zigeunerhaft, ist für mich das Rechte.“ Ebenso wie vereinzelt Gewohnheiten gehören auch vorübergehende Zustände nicht hierher, denn bei dem „Porträt“ handelt es sich um die dauernden Bestandtheile der Organisation. Bedenkt man dies, so wird man mir vielleicht zugeben, dass das Schema seine Probe nicht schlecht bestanden habe.

Dass ich weiss, das ganze Porträt sei nur Skizze, wird man mir hoffentlich glauben. Wollte man das

Das Geistige.

Bild ausmalen, wo wäre ein Ende? Bei einer genaueren Besprechung müssten besonders die Einwirkungen der verschiedenen Triebe auf einander erörtert werden, aus denen die secundären Eigenschaften und die sogenannten Widersprüche der Natur hervorgehen. Je reicher ein Mensch ist, um so eher wird es zu innerem Widerstreite kommen, und so war es auch bei Goethe. „Was die menschliche Natur nur von Widersprüchen sammeln kann, hat mir Fee Hold oder Unhold, wie soll ich sie nennen? zum Neujahrgeschenck von 75 gereicht, zwar war die treffliche Anlage schon mit dem Pathengeschenck gemacht.“ (An Bürger, 18. 10. 1775.)
